Aus dem Institut für Geschichte der Medizin
der Medizinischen Akademie Düsseldorf.
(Direktor: Professor Dr. W. Haberling.)

Geschichte der ärztlichen Politik.

DISSERTATION
ZUR ERLANGUNG DER WÜRDE
EINES DOKTORS DER MEDIZIN
DER MEDIZINISCHEN AKADEMIE
:: :: IN DÜSSELDORF :: ::

vorgelegt von

Rudolf Kanold
appr. Arzt
aus Wuppertal-Elberfeld.

1936

Gedruckt in der Dissertationsdruckerei von Robert Kleinert in Quakenbrück.

Gedruckt mit Genehmigung der Medizinischen Akademie
in Düsseldorf.

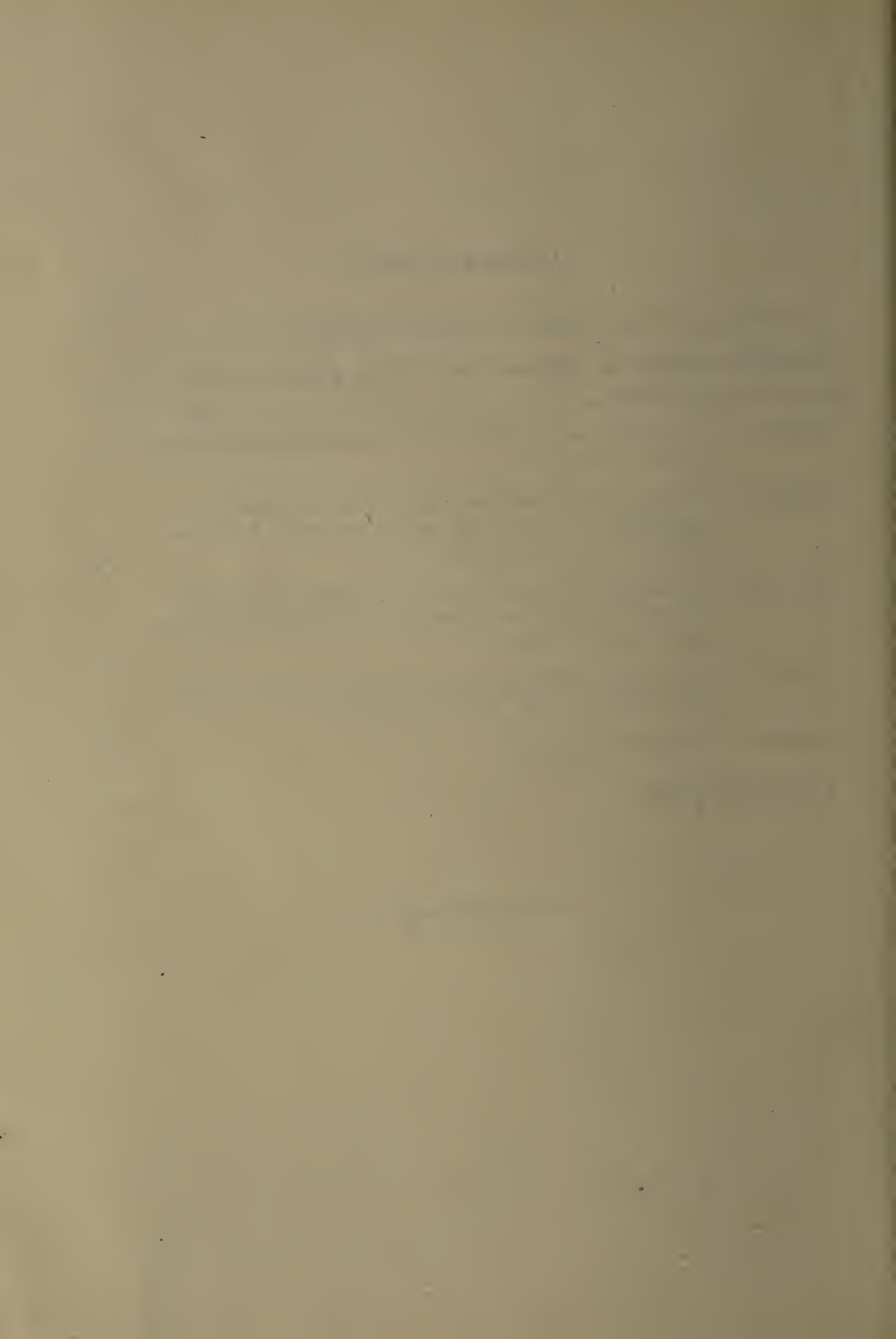
gez. Knipping,
Rektor der Medizinischen
Akademie in Düsseldorf.

gez. Haberling,
Referent.

Meinen lieben Eltern
in Dankbarkeit gewidmet!

An dieser Stelle möchte ich Herrn Prof. Dr. Haberling für die Ueberlassung der Arbeit und seine überaus liebenswürdigen Anweisungen bei der Ausführung des Themas meinen herzlichsten Dank aussprechen.

Inhaltsübersicht.



Einleitung.

Soweit wir in der Geschichte zurückblicken, immer wieder sehen wir, daß die Kunst des Arztes zu den edelsten und segensreichsten Künsten gerechnet wurde. Doch bedurfte der junge Arzt zu allen Zeiten bei der Ausübung der ärztlichen Kunst, wo „ihm so vieles Neues, Hinderndes, Beengendes, Schwieriges entgegen tritt, wohl eines Führers, der an der Hand der eignen langjährigen Erfahrung den jüngern leite, ermahne, warne und ermuthige“[1]).

Schon Hippokrates erkannte diese Notwendigkeit und legte seine Erfahrungen in mehreren seiner Schriften als Regeln nieder.

Ebenso bemühten sich in den folgenden Zeitaltern manche Aerzte, alles Dasjenige zusammenzustellen und in Vorschriften und Klugheitsregeln aufzuzeichnen, was sich auf ärztliche Ethik und Politik bezog.

Vor allen bekamen die Regeln Friedrich Hoffmanns[2]), eines Hallenser Arztes, der in seinem „Medicus Politicus“ zahlreiche Klugheitsregeln darüber niedergeschrieben hat, wie ein junger Medicus seine Studia und Lebensart einrichten soll, eine historische Berühmtheit. Dieses Werk wurde von fast allen späteren Schriftstellern als Grundlage benutzt, wenn sie sich in ihren Schriften mit der ärztlichen Ethik und Politik befaßten. Dabei haben sie mehr oder weniger wörtlich die Regeln Hoffmanns übernommen und nur durch Beispiele und einige persönliche, auf das Land und die Zeit, in der sie lebten, zugeschnittene Bemerkungen ergänzt. Daher ist es auch erklärlich, daß bei den meisten Autoren dieselbe Auffassung über die ärztliche Politik herrscht, obwohl das Wort Politik vielerlei Deutungen zuläßt.

Bei Stark lesen wir darüber: „Denn bald zeigt es den Weg zur Weisheit und Klugheit an, seine Absichten gut auszuführen; bald die

---

[1]) Ludwig Choulant: Der junge Arzt am Krankenbette, nach dem Italienischen des Ritters Luigi Angeli von Imola für Deutsche Aerzte nach der dritten Auflage bearbeitet, Leipzig, 1823, Vorrede.

[2]) Friedrich Hoffmann: Politischer Medicus, oder Klugheits-Regeln, Nach welchen ein junger Medicus seine Studia und Lebensart einrichten soll...., In das Deutsche übersetzt von Johann Moritz Auerbach, Leipzig. 1753.

Kunst zu leben, oder nach dem Wohlstand zu leben; bald die Kunst seine Anschläge listig und schlau auszuführen. Diese verstellt aber den edlen Charakter, und macht ihn zweydeutig, und verdient daher den guten Nahmen der Politik nicht"[3]).

Um ein gesundes Urteil zu fällen, ist es erforderlich, zunächst die nötigen Erfahrungen zu besitzen und dann die Vorteile und Nachteile richtig abzuwägen. Aehnlich kann auch der Begriff „Politik" ausgelegt werden, wenn die Politik als eine Wissenschaft betrachtet wird, „die uns lehrt, wie wir unter gewissen Umständen durch gut gewählte Mittel und Auswege uns einander unsere Verhältnisse erleichtern können"[4]). Diese Politik ist auch bei der Ausübung des ärztlichen Berufes notwendig, denn der Arzt sieht in viele Verhältnisse, wird in mancherlei Umstände versetzt und muß Mittel und Wege finden, seinen Mitmenschen zu helfen. Allerdings darf sich der Arzt nur solcher Mittel und Auswege bedienen, die auch wirklichen Nutzen bringen und nicht nur eine scheinbare Erleichterung verschaffen, denn das wäre eine falsche Politik. „Allein Ehrlichkeit mit Klugheit verbunden, wird immer die ächte Politik bleiben"[5]). Der Arzt kann demnach nur dann wirklich für das Wohl seiner Patienten sorgen, wenn er es versteht, außer der klugen Anwendung seines ärztlichen Wissens eine vernünftige ärztliche Politik zu betreiben.

Ploucquet erläutert gleichfalls den Begriff „Politik". Seiner Meinung nach ist es eine Hauptaufgabe des Arztes, sich Zutrauen und Gunst zu erwerben. Um diese zu erlangen, werden von manchem Mittel und Wege angewandt, die nicht immer gebilligt werden können. Ein solches Vorgehen wird fälschlicherweise auch als „Politik" bezeichnet, obgleich darunter nur eine bestimmte Art von Klugheit zu verstehen ist; einer Klugheit, die lediglich dazu dient, ein eigennütziges Ziel zu erreichen.

In der großen Welt hat man der Politik oft die Bedeutung von List und Falschheit gegeben. Außerdem versteht man unter Politik die Kunst, „andere in unser Interesse zu ziehen, andere zu bewegen, unsere Zwecke zu befördern, wenigstens ihnen nicht entgegen zu arbeiten: Denn Innbegriff dessen, was der Arzt anwendet, um das Publicum für sich zu gewinnen, nennt man diesemnach wol auch die medicinische Politik"[6]).

---

[3]) Johann Christian Stark, Versuch einer wahren und falschen Politik der Aerzte....; Jena; 1784. S. 2.

[4]) Stark, l. c. S. 3.

[5]) Stark, l. c. S. 4.

[6]) Wilhelm Gottfried Ploucquet: Der Arzt, oder über die Ausbildung, die Studien, Pflichten, Sitten, und die Klugheit des Arztes. Tübingen; 1797. S. 126.

Je nachdem die Mittel, die zum Erreichen eines Zieles angewandt werden, gut sind oder nicht, ist auch die Politik beschaffen, die dazu eingeschlagen wird. „Die Mittel, welche der Arzt für seine Zweke anwendet, sind entweder ganz einfach, kunstlos, ohne Winkelzug und Rükhalt, und denn ist es eine Politik, die des Namens kaum werth ist: Muss er aber, um zu einem übrigens ganz ehrlichen Zwek zu gelangen, Mittel anderer Art einschlagen, so ist die Politik schon nicht mehr ganz rein, obschon sie Entschuldigung, sogar oft Lob verdient“[7]).

Kapitel 1.

Ueber die Pflichten des Arztes gegen die Religion.

Vielseitig und mannigfach sind die Vorschriften und Regeln, die von den Schriftstellern der verschiedensten Zeitepochen über ärztliche Ethik und Politik aufgestellt wurden. „Die ärztliche Tätigkeit ist freilich seit jener Zeit schwieriger, komplizierter und wohl auch verantwortungsvoller geworden und die Stellung des Arztes im Volk, im Staat hat sich gewandelt“[8]), aber trotzdem haben viele Forderungen und Klugheitsregeln jener Schriftsteller ihre volle Berechtigung behalten und gehören auch heute noch zur Ethik und Politik des ärztlichen Handelns.

Unternehmen wir einen Streifzug durch die einschlägige Literatur, so stellen wir fest, daß alle Autoren zunächst von einem Arzt verlangen, daß er Christ sein solle und Religion haben müsse.

So finden wir in Hoffmanns „Medicus Politicus“ als erste Regel die Forderung: „Ein Medicus soll ein Christe seyn. Ein Christ ist derjenige, welcher nicht allein weiß, was zum christlichen Glauben gehöret, in Ansehung dererjenigen Dinge, die man glauben und thun soll, sondern auch mit seinem Leben beweiset, was und wie er glaubet, und Christum nicht nur mit dem Munde bekennet, sondern auch mit seinen Werken nachahmet“[9]).

Eingehend befaßt sich auch Uden mit dieser Forderung. Er schreibt in seiner „Medizinischen Politik“: „Indessen ist die erste und wichtigste Vorschrift, die man einem Arzt, der seine Kunst als

---

[7]) Ploucquet, l. c. S. 126/127.

[8]) R. Schoen, Zur Ethik des ärztlichen Handelns, Der Jungarzt, Zeitschrift der Deutschen Mediziner, 1. Jahrg., Januar 1934, Heft 2, S. 31.

[9]) Hoffmann, l. c. S. 3/4.

Menschenfreund und kluger Mann zugleich, folglich zum Besten des noth leidenden Mitmenschen, und zu eigener Ehre und Nutzen treiben will, geben kann, diese: daß er Religion haben müsse“[10]).

Rübel stellt in seinem 1766 erschienenen Büchlein: „Das Wahre Portrait eines geschickten und erfahrnen Medici“, die gleiche Forderung. Es heißt dort: „Bey nahe hätte ich das Beste vergessen, da ich von den Qualitäten und den Pflichten eines Medici zu reden, es beschliesen will: Es erfordert nehmlich der Hippokrates von einem Medico eine Religion. Im Griechischen stehen die Worte: Hyperochi Thein, welches so viel heist, als Cultus Divinus, ein Gottes-Dienst. Hyperochi Thein heist auch Eminentia, was erhabenes, was besonders vorzügliches. Der eigentliche Sinn des Hippokrates gehet dahin: daß ein Medicus eine Ehrfurcht für GOTT und ein Vertrauen zu GOTT haben soll. Nach dem Begriff des Christenthums bedeutet Hyperochi Thein: daß ein Medicus soll Gottesfürchtig seyn; GOTT für Augen haben, oder sich der Gottseligkeit befleisigen. Die Sorgfalt, bey seinem Thun und Lassen nichts vorzunehmen oder zu unterlassen was GOTT mißfällt, heißt die Gottesfurcht oder GOTT für Augen haben. Nun soll ein Medicus Gottesfürchtig seyn, und also soll er eine Religion haben“[11]).

Aehnlich dachte Choulant, der in seinem Werk: „Der junge Arzt am Krankenbette“, den Aerzten über die Lehren der christlichen Religion folgendes sagt: „Sie sollen bei der Ausübung Ihrer Kunst es durch die That zeigen, Daß Sie nicht nur die Lehren der Christlichen Religion glauben, sondern daß Sie auch die Pflichten erfüllen, die sie ihren Bekennern auflegt“[12]).

In Stark's „Versuch einer wahren und falschen Politik der Aerzte“ lesen wir: „Ferner finden wir in dem Wort Gottes wichtige Beyspiele aufgestellt von der ächten Rechtschaffenheit, die wir nachahmen sollen. Das größte Muster ist wohl Jesus Christus selbst. Diesem Beyspiel sollen wir folgen und uns durch Gebet, die Kräfte zum gut handeln erbitten“[13]).

Ploucquet schreibt in seinem Werk: „Der Arzt, oder über die Ausbildung, die Studien, Pflichten, Sitten, und die Klugheit des Arztes“, hierüber: „Das Gebot Christi: Liebe Gott, und deinen Näch-

---

[10]) K. F. Uden, Medizinische Politik, Leipzig, 1783. S. 1.

[11]) Johann Friderich Rübel, Das Wahre Portrait eines geschickten und erfahrnen Medici, Chirurgi, und einer Hebamme. Franckfurt und Leipzig. 1766. S. 89/90.

[12]) Choulant, l. c. S. 74.

[13]) Stark, l. c. S. 238.

sten als dich selbst, umfasst alle Pflichten, und die Befolgung desselben wird den frommen, religiosen, rechtschaffenen Arzt ausmachen“[14]).

Ebenso schreibt Groß, ein Pfarrer, der 1708 ein Buch „Der Bewährte Arzt“ verfaßt hat: „Und was ist billiger / als daß ein rechtschaffener Medicus seinen GOTT täglich um Segen zu seinen Curen / und Erweckung heilsamer Gedancken und Rathschläge ersuche und anruffe / damit er in seinen Curen beglücket / in seinem Gewissen salviret / und GOTTES Ehre nirgends vergessen werde“[15]).

Aber neben dieser Fordernug finden wir noch eine ganze Reihe von Vorschriften, wie sich der Arzt in Religionssachen und auch Andersgläubigen gegenüber zu verhalten hat.

Ueber den Wechsel des Glaubensbekenntnisses schreibt Uden: „Es kann zwar hierher nicht gehören, Gewissensfragen und zweifelhafte Fälle auszumachen, und sonach kann die Ausnahme, daß auch ein Arzt, wenn er überzeugt von einer andern Religionspartey wäre, diejenige, in welche er geboren worden, verlassen könne, vielleicht statt finden. Aber wie selten wird wahre innere Ueberzeugung der Fall sein, und daher ist derjenige, der den Glauben seiner Väter mit einem feyerlichen Schwur entsagt, schwerlich vom Verdacht frey zu sprechen, daß er nur Nutzen für Glauben eingetauschet; daß er den schändlichsten aller Wucher getrieben habe, daß er ein Meineidiger sey“[16]). Und weiter lesen wir dort: „der Arzt sey aber weder Jude noch Christ, sondern er sey Mensch. Das heißt, er halte sich zu der Hülfe Jedermanns verpflichtet, und schränke seinen Beystand nicht auf diejenigen ein, mit denen er einerley Glauben bekennt“[17]). Besonders erwähnt dieser Schriftsteller, daß es ein Gebot der ärztlichen Klugheit sei, sich in Glaubensangelegenheiten sehr zurückhaltend zu benehmen und warnt davor, am Krankenbett leichtsinnig über Religion zu streiten, „denn es braucht der Spitzfindigkeiten nicht, ein zerschlagenes Gemüth aufzurichten und den Balsam eines bessern Lebens in eine verwundete Seele mit Nutzen zu schütten“[18]).

Rübel schreibt hierüber: „Es ist hier nicht der Ort, und auch nicht meine Absicht, mich auf Particularien wegen dem Wort Religion einzulassen: Ob nehmlich ein Medicus diese oder jene Religion haben soll und müsse, und welches die wahre Religion seye; dann das wird

---

14) Ploucquet, l. c. S. 72.

15) M. Johanne Matthia Groß, Der Bewährte Arzt / Nach der Artzney Ursprung und Nothwendigkeit; Und Eines rechtschaffenen Medici eigentlichen Beschaffenheit /. Franckfurt und Leipzig /. 1708 /. S. 42.

16) Uden, l. c. S. 2.

17) Uden, l. c. S. 2/3.

18) Uden, l. c. S. 4.

in der Welt schwerlich ausgemacht werden. Zu meinem Endzweck dienet nur so viel: Daß ein Medicus soll Gottesfürchtig seyn, Gott in seinen Handlungen für Augen haben, und also einer Religion zugethan seyn“[19]).

Choulant, der in recht ausführlicher Weise über diesen Gegenstand der ärztlichen Politik schreibt, stellt als unerläßliche Pflicht in den Vordergrund seiner Betrachtungen, daß ein Arzt nie in den Verdacht kommen dürfe, ungläubig zu sein, da er sonst seinen Patienten, bei denen der Verlauf der Krankheit bedenklich ist, nichts zum Troste sagen kann. Wir lesen darüber bei ihm: „Wie kann ein Arzt, der von einem künftigen Leben nichts glaubt, in solchen Fällen die nöthige Stimmung behaupten, wie kann er sich in die traurige Lage seines Kranken versetzen, und ihm mit Rath und That beistehen, wenn der Unglaube sein eigenes Herz verschlossen hat, vor der Stimme der Natur, die unter dem Drucke des letzten Augenblickes seufzend, von ihm den letzten Trost begehrt? Nimmermehr, ich wiederhole es nochmals, nimmermehr glaube ich, daß der wahre Arzt in Unglauben beharren kann“[20]).

Choulant kann nicht glauben, daß ein Arzt Atheist sein kann, da er durch seinen Beruf einen solchen tiefen Einblick in die Geheimnisse des menschlichen Körpers bekommen hat, und durch genaue Beobachtungen mit dem Schalten und Walten der Natur und ihren Kräften wohl vertraut geworden ist. Er fragt daher: „Was läßt uns deutlicher die Liebe des höchsten Wesens und das Walten der Vorsehung erkennen, als die Menge von Heilmitteln, die zu unserm Bedürfniß die Natur darreicht, und die Medizin kennen lehrt?“[21]). Außerdem finden sich bei Choulant noch Betrachtungen über das Verhalten eines religiösen Arztes, gegenüber solchen Kranken, bei denen mit einem Ableben zu rechnen ist. Er hält es hier für eine Pflicht, den Kranken auf die Gefahr seines Zustandes aufmerksam zu machen, damit er noch zur rechten Zeit Vorbereitungen und Anordnungen treffen und wenn er es wünscht auch einen Geistlichen holen lassen kann. Ueber diese Pflicht sagt er: „Erfüllen Sie demnach dieselbe, weil Menschenliebe und Religion Sie dazu auffordern, aber erfüllen Sie dieselbe auf die verständigste und sanfteste Weise. Geneset der Kranke, so wird der Fehler, ihm eine Gefahr verkündigt zu haben, die nicht erschienen ist, Ihnen von Herzen gern verziehen werden; stirbt der Kranke, so wird man Ihnen das Zeugniß von Einsicht und

---

[19]) Rübel, l. c. S. 90/91.
[20]) Choulant, l. c. S. 78/79.
[21]) Choulant, l. c. S. 76.

Sorgfalt, und von Anhänglichkeit an die Pflichten der Religion nicht versagen können, und der Schlag, der die Angehörigen Ihres Kranken traf, wird leichter und erträglicher seyn“[22]).

Auch Stark befaßt sich eingehend mit dieser Frage. Er besitzt eine sehr hohe Meinung von dem Wert der Religion und hat sich als Vorbild den allervollkommensten Wunderarzt Jesum Christum ausersehen, der sich der Armen erbarmte und vielen Kranken seine Hilfe angedeihen ließ. Ueber die Beweise göttlicher Gunst, die der Arzt oft erlebt, schreibt er: „Stille stehen, erstaunen muß er oft, wenn er an so manchen gefährlichen Kranken zurück denkt, wie wunderbar der gute Gott ihm geholfen hat.... Undank gegen Gott ist es, ihn nicht bey Behandlung der Kranken sehen zu wollen“[23]).

Ploucquet äußert sich mit folgenden Worten über Religion und ihre Gebräuche: „Die religiose Gebräuche seiner Kirche ehre er: Von einer Kirche zu einer andern überzugehen, ist nicht rathsam, ausser es liege würkliche Uiberzeigung und Gewissensdrang zum Beweggrunde unter, welche freylich bey Proselyten selten sind“[24]).

Gregory stellt ebenfalls Betrachtungen über die Religion an, und zwar im Zusammenhang mit der Natur, deren gründliche Kenntnis er von den Aerzten fordert. Denn: „Sie unterstützt die Religion durch die stärksten Beweise der unendlichen Weisheit, Macht und Güte des Schöpfers, der diese wundervolle Ordnung der Dinge oft durch Gesetze regiert, die ihrer Natur nach für den menschlichen Verstand unergründlich, aber unveränderlich und gleichförmig in ihren Wirkungen, und in einem bewundernswürdigen Grade geschickt sind, die Glückseligkeit seiner Geschöpfe zu befördern. Eine solche Kenntniß muß jedes Herz, das nur den geringsten Grad von Fühlbarkeit besitzt, oder nicht auf eine seltsame Art verkehrt ist, mit jener demüthigen Verehrung, Liebe und Dankbarkeit gegen Gott, jener Ergebung in seine Vorsicht und jenem Vertrauen auf seine Güte erfüllen, welche allein die ächte Frömmigkeit ausmachen“[25]).

Die Forderung, Christ zu sein und Religion zu besitzen, bringt für den Arzt noch besondere Aufgaben und Verpflichtungen mit sich.

Zu allen Zeiten hat es nicht an Menschen gefehlt, die alles für Wunder ansehen, „was doch nichts als die Wirkung einer glücklichen und unerwarteten Krise oder eines gewissen Zusammentreffens

---

[22]) Choulant, l. c. S. 81.
[23]) Stark, l. c. S. 260.
[24]) Ploucquet, l. c. S. 72.
[25]) John Gregory, Vorlesungen über die Pflichten und Eigenschaften eines Arztes, Leipzig, 1778, S. 136/137.

unbekannter aber natürlicher Einwirkungen ist"[26]). Hier heißt es für den Arzt, sich mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit einzusetzen und denen, die an Wunder glauben, klar zu machen, daß doch alles, was geschieht, nichts anderes ist, als ein heilsames Wirken der Kräfte der Natur. „Mit welcher Kraft wirkt nicht selbst auf den Körper des Menschen, der Zorn, die Furcht, die Traurigkeit, die unglückliche oder verschmähete Liebe, die getäuschte Ehrsucht, die gedemüthigte Eitelkeit, ohne daß man an irgend ein Wunder dabei denkt?"[27]).

Nicht weit ist es vom Wunderglauben zum Aberglauben, von dem Uden zwei Gattungen unterscheidet, den groben und den feinen. „Der grobe Aberglaube ist Enthusiasmus, Schwärmerey, Quäkerey und Rosenkreuzerey"[28]). Zum feinen Aberglauben rechnet er die „Chiromantie, Alchymie, Astrologie, Physiognomik, natürliche und geistige Magie, das Sammeln gewisser Kräuter unter gewissen besonderen Umständen, gewisse Zeichen, und endlich die sympathetischen Kuren"[29]).

Choulant äußert sich hierzu noch folgendermaßen: „Gebe der Himmel, daß dieser Schwindelgeist und diese finstere Unwissenheit keinen Zögling Aesculaps ergreife"[30]). Er hält es für eine Pflicht des Arztes, der durch die Erkenntnis und das Studieren der Natur alle Erscheinungen und ihre Ursachen kennen gelernt hat, daß er alles auf natürliche Ursachen zurückführen kann und sowohl für Gebildete wie für Unwissende eine natürliche und einleuchtende Erklärung finden kann. Er ruft den Aerzten zu: „Halten Sie fest an der Vernunft, und bekämpfen Sie jede Meinung, welche dem Wunder und dem Aberglauben das Wort redet!"[31]).

Groß hat sich gleichfalls mit dieser Frage befaßt. Wir lesen bei ihm: „Dergleichen gottlose Leute / und andere solche abergläubische Zauber-Aertzte kan kein Christ mit gutem Gewissen gebrauchen / wann er nicht auch zugleich von seinem GOTT abtrünnig werden will"[32]).

---

[26]) Choulant, l. c. S. 87.
[27]) Choulant, l. c. S. 90/91.
[28]) Uden, l. c. S. 7.
[29]) Uden, l. c. S. 8/9.
[30]) Choulant, l. c. S. 93.
[31]) Choulant, l. c. S. 94.
[32]) Groß, l. c. S. 46.

Kapitel 2.

Ueber die zur ärztlichen Kunst notwendigen Wissenschaften.

Ein anderes Gebiet der ärztlichen Politik, zu allen Zeiten ein Gegenstand der Betrachtung der Schriftsteller, ist die Ausbildung der Aerzte, das Aneignen der Kenntnisse der ärztlichen Kunst.

Schon Hippokrates schreibt hierüber: „Die ärztliche Kunst ist von allen Künsten die edelste. Wer sich genaue Kenntnisse in der ärztlichen Kunst aneignen will, benötigt folgendes: Anlage, Unterricht, eine geeignete Stelle, Unterweisung von Jugend auf, Arbeitslust und Zeit. Vor allem muß man also die natürliche Anlage dazu haben, denn wenn die Natur widerstrebt, ist alles umsonst“[33]).

Immer wieder stoßen wir, sowohl in der alten, wie in der neuen Literatur, auf den Vergleich des Arztes mit einem Künstler und auf die Forderung, einen natürlichen Hang zur Heilkunde zu besitzen.

Schweninger, der Leibarzt Bismarcks, stellt nachdrücklichst die Forderung, daß das Arzten eine Kunst sein müsse und nicht eine Wissenschaft. Er schreibt: „Der Arzt ist ein Künstler. Genauer: Der taugliche Arzt kann nur Künstler sein. Das Arzten ist die Uebung einer Kunst, nicht die Ausübung einer Wissenschaft“[34]). Auf Grund dieser Forderung verlangt Schweninger, daß bei den Studierenden der Medizin eine Auslese gehalten werde und der Anspruch auf Leistungsfähigkeit höhergestellt werden müsse, damit nur Berufene und Künstler und keine Wissenschaftler, und nur Gelehrte oder gar Stubenhocker den Beruf des Arztes ausüben. Wir lesen an einer anderen Stelle seines Werkes: „Sagt dem Volk, daß Ihr Künstler seid; daß zu Euch nur einer sich als Schüler melden darf, der den Funken in sich trägt. Dann werden die Väter ihren Jungen sagen, daß die Kunst nur einen Mann nährt, dessen Begabung die seiner Nebenmenschen in besonderer Weise überwachsen hat. Sie werden nicht auf das Gerede ihrer eitlen Weiber hören, die ihren Sohn in eine gehobene Lebensstellung bringen wollen mit dem Gelde seines Vaters. Wenn dann ein Junge Arzt werden will, so wird das in den Bürgerhäusern sein, als wenn einer Maler werden oder unter die Schauspieler gehen will“[35]).

---

[33]) Hippokrates: Die Werke des Hippokrates, herausgegeben von Richard Kapferer, Stuttgart-Leipzig, 1934, Teil 1, S. 27. Kap. 1 und 2.

[34]) Ernst Schweninger, Der Arzt, Radeburg, Bez. Dresden, 1926, S. 38.

[35]) Schweninger, l. c. S. 144.

Schon zu früheren Zeiten verlangte man eine Auslese. Nach Ploucquet können auch folgende Beweggründe vorliegen, den Beruf eines Arztes zu ergreifen: „Vielleicht aus wahrer Vorliebe für die Wissenschaft“, oder „ein hiebey zu gewartendes Stipendium, eine zu erbende medizinische Bibliothek, ein bestimmtes Vermächtniss und dergleichen. Ein anderer hat eine bestimmte Aussicht auf ein Amt, eine Heurath. Häufig treten auch solche aus andern Facultäten über, denen ihr Studium nicht mehr gefällt. Weit häuffiger hängt die Bestimmung zu unserm Studium ab von Eltern, Vormündern, von Gönnern und Freunden, die irgend einen allgemeinen oder besondern Beweggrund hiezu haben“[36]. Hieran schließt er die Mahnung: „Möchten doch alle diese recht sehr ernstlich erwägen, ob denn auch der Vorgeschlagene Tüchtigkeit habe, ob auch die Natur ihren Consenz dazu gebe?“[37].

Gleichfalls befaßt sich Stark mit den Vorbedingungen zum medizinischen Studium. Eine gute natürliche Anlage und die nötigen Talente setzt er bei jedem, der den Beruf eines Arztes ergreifen will, voraus, denn seiner Meinung nach kann nur ein Genie das erreichen, was zu einem vollendeten und wahren Arzt gehört. „Genie ist also in der Arzeneywissenschaft, das Vorzüglichste, das uns bey dem großen Umfange dieser Wissenschaft sehr unterstützt um geschwinder, richtiger alles zu fassen, zu übersehen, zu beurtheilen und anzuwenden“[38].

Auch Bath ist der Meinung, daß zu dem wahren Charakter eines Arztes „ein natürlicher Hang zur Heilkunde und ihrem eifrigen Studium“[39] gehöre.

Aber neben den natürlichen Anlagen, dem erforderlichen Talent und dem Hang zur Heilkunde gehören zur Ausübung der ärztlichen Kunst Kenntnisse, die man sich nur durch Studieren und Erlernen erwerben kann. Bevor man mit der eigentlichen Unterweisung in der ärztlichen Kunst beginnt, benötigt man Vorkenntnisse. Hierüber finden wir bei allen Schriftstellern zum größten Teil übereinstimmende Anweisungen und Vorschläge. Zu diesen Vorkenntnissen werden vor allem auch Sprachkenntnisse gerechnet. Selbstverständlich muß man seine Muttersprache beherrschen.

Hierzu schlägt Uden vor, was auch heute noch in manchen Gegenden Deutschlands und besonders auf dem Lande zum Vorteil gereichen würde, „daß sich der Arzt die besonders abgeänderte Mundart

---

[36]) Ploucquet, l. c. S. 21/22.

[37]) Ploucquet, l. c. S. 22.

[38]) Stark, l. c. S. 205.

[39]) Robert Bath, Ueber den Charakter des Arztes nebst medicinischen Rathschlägen und Bemerkungen in verschiedenen Unpäßlichkeitsfällen nach der dritten Londoner Ausgabe verteutscht von Christian Friedrich Michaelis, Leipzig, 1791, S. 1.

seiner Gegend, in der er wohnt, bekannt macht"[40]). Um ein guter Arzt zu sein, hält er es nicht für unbedingt nötig, fremde Sprachen zu kennen, da ja die berühmtesten und besten Schriftsteller des Altertums in guten Uebersetzungen zu lesen seien. Da man aber Wert auf den Ruf eines Mannes von guter Erziehung legen müsse, hält er es jedoch für besser, die lateinische und französische Sprache zu beherrschen. Ueber die griechische Sprache ist seine Meinung folgende: „Die Kenntniß der lateinischen Sprache macht die der griechischen um so mehr überflüßig, da kein griechischer Autor ohne wörtliche Uebersetzung ins Lateinische geblieben ist"[41]).

Ploucquet dagegen hält die Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache für unentbehrlich; er fordert sogar, daß man auch die französische, italienische und englische Sprache beherrsche.

Ebenso hält Rübel die Beherrschung der lateinischen, französischen und griechischen Sprache für notwendig, „damit man aus gelehrter Männer Schriften eine große Belesenheit, und Erfahrung erlange"[42]).

Stark's Stellung hierzu ist folgende: „Die Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache, und ein reiner Ausdruck seiner Muttersprache sind die ersten Hilfsmittel, und die Dolmetscher unserer und anderer Gedanken, also wichtige Theile der zu erlernenden Kunst"[43]).

Es gibt jedoch außer den Sprachkenntnissen noch eine Reihe anderer Kenntnisse, deren Aneignung dem Arzt zu seiner Vervollkommnung empfohlen wird. Hierüber werden von den einzelnen Schriftstellern die verschiedensten Forderungen gestellt.

Nach Udens Ansicht erhöht die Achtung des Arztes und steigert sein Ansehen, wenn er „einige Kenntniß von der Landesverfassung, von der Statistik, von den Gewohnheiten der Gerichtshöfe, vom litterarischen Fach hat, wenn er das Neue, was in dem Gebiet der Gelehrsamkeit, oder der Politik sich zugetragen hat, erfährt und wiederum schicklich anwendet"[44]).

Stark empfiehlt: „Die Kenntniß vieler toden und lebenden Sprachen, die schönen Wissenschaften, welche würklich den Menschen kultivieren und milder machen; allgemeine Geschichte und damit verbundene Lehren, das Naturrecht, um zu wissen, wie er verpflichtet sey, nach seiner Freyheit und Natur zu handeln"[45]).

---

[40]) Uden, l. c. S. 34.
[41]) Uden, l. c. S. 32.
[42]) Rübel, l. c. S. 3.
[43]) Stark, l. c. S. 220.
[44]) Uden, l. c. S. 39/40.
[45]) Stark, l. c. S. 220.

Am weitesten in seinen Forderungen geht wohl Ploucquet, der Zeichnen und Malen, ja selbst Kupferstechen für einen Arzt nützlich hält. Auch rät er ihm zu mechanischen Arbeiten, Drechseln und Glasschleifen, damit er eine große Handgeschicklichkeit erwerbe, die ihm als Geburtshelfer, Chemiker und Anatom zu statten kommen würde. Wenn uns dieses Verlangen Ploucquet's recht sonderbar berührt, so können wir ihm in einem Teil der übrigen Ratschläge gerne zustimmen, wo er verlangt, daß der Arzt, um seinen Körper geschmeidig und gewandt zu halten, Leibesübungen und Fechtsport treibe. Den damaligen Zeiten angepaßt war wohl das Verlangen, daß der Arzt das Reiten verstehen müsse, „zwar ist es eben nicht nothwendig, daß er ganz kunstgerecht seye, jedoch soll er auch gut zu Pferde sitzen, leicht auf- und absteigen können“[46]).

Diese große Mannigfaltigkeit von Kenntnissen, zu deren Können man einem Arzte rät, hat aber noch nichts mit der praktischen Arzneikunst und der eigentlichen Berufswissenschaft zu tun, zu deren Erlernung noch die Kenntnis einer ganzen Reihe von Grundwissenschaften notwendig ist.

Daher gibt Gregory den wohlgemeinten Rat, sich nicht zu sehr von anderen Zweigen der Wissenschaft abhalten zu lassen, und sagt: „Wenn einen Studirenden sein Genie zu irgend einer von den Vorbereitungswissenschaften vorzüglich aufgelegt macht, so kann er sich nach Gefallen erlauben, darinnen weiter zu gehen; allein er muß dafür sorgen, daß er sich nicht betriege, und seinen auf sie verwendeten Fleiß für ein Studium der Arzneykunst selbst halte“[47]).

Dem Studium der eigentlichen Medizin widmen alle Schriftsteller längere Abhandlungen. Sie bringen eine Aufzählung aller der Fächer und einzelnen Wissenschaften, deren Kenntnis ihrer Ansicht nach für einen wahren und vollkommenen Arzt unerläßlich ist.

Gregory hält als erstes ein Studium der Anatomie für notwendig und meint hierzu keine besonderen Erläuterungen geben zu brauchen. Weiter empfiehlt er die Kenntnis der Physiologie, „welche die Lehre von den Säften und allen Verrichtungen des Körpers im gesunden Zustand enthält“[48]). Da der menschliche Körper immer von Luft umgeben ist, rät er auch zu dem Studium der Pneumatik und versteht hierunter die Kenntnis des Luftdruckes, der Temperatur und der Luftfeuchtigkeit. Dann verlangt er, daß man in den verschiedenen Teilen der Physik Bescheid wisse. Um alle Veränderungen in der Zusammensetzung der Körpersäfte zu kennen und die Be-

[46]) Ploucquet, l. c. S. 25.
[47]) Gregory, l. c. S. 95.
[48]) Gregory, l. c. S. 95.

schaffenheit und Zusammensetzung der aufgenommenen Speisen oder Arzneien zu wissen, hält er es für angebracht, sich in das Studium der Chemie zu vertiefen. Um sich mit der Physiologie des menschlichen Körpers befassen zu können, hält er die Kenntnis der comparativen Anatomie einiger Tiere für nötig. Denn: „Es sind verschiedene sehr wichtige Entdeckungen in der Oekonomie des thierischen Körpers durch Versuche erläutert worden, die man zuerst an Thieren gemacht hat, unter welchen sich auch einige gar nicht an menschlichen Körpern vornehmen lassen, z. B. die Versuche über den Umlauf des Blutes, über die Respiration, Bewegung der Muskeln, über die Empfindlichkeit und Reizbarkeit verschiedener Theile des Körpers, über die Kräfte verschiedener Arzneymittel“[49]). Weiter wird auf das Studium der Pathologie hingewiesen, auf „die allgemeine Lehre von den Ursachen, Wirkungen und Symptomen der Krankheiten“[50]). Außerdem gehört zum Ausüben des ärztlichen Berufes die Kenntnis der Therapie und damit verbunden die Wundarzneikunst und die Materia medica. Unter der Materia medica versteht Gregory die Lehre von den ärztlichen Werkzeugen und die Geschichte der Arzneien und ihrer Kräfte. Die Wirkung der Arzneimittel, die Pharmacie und die Kenntnis der Botanik muß gleichfalls dem Arzte bekannt sein. Ebenso muß er Bescheid wissen über die Regeln, welche zur Erhaltung der Gesundheit dienen, über die Hygiene. Nach Gregory's Meinung muß sich jeder Arzt mit diesen Zweigen der Wissenschaft vertraut machen und erst, wenn er sich diese notwendigen Kenntnisse erworben hat und er außerdem Genie und Aufmerksamkeit besitzt, dann wird er auch später in der Praxis sein Wissen richtig anwenden können. „Zwar sind Genie und Verstand eigne Geschenke des Himmels, die man sich auch durch die ausgebreitetste Gelehrsamkeit, oder die größte Anstrengung des Fleißes nicht selbst erwerben kann. Aber durch Beyhülfe der Wissenschaften und des Fleißes sind Genie und Verstand der höchsten Verbesserung fähig“[51]).

Vergleichen wir hierzu die Forderungen Ploucquet's, die dieser an das Wissen der Aerzte stellt, so finden wir, daß er zunächst sich mit den akademischen Lehrmethoden befaßt. Ploucquet unterscheidet zwei Arten der Aneignung der ärztlichen Kunst: die analytische und die synthetische Methode. Unter der analytischen Lehrmethode versteht er eine empirische Lehrart, d. h. man soll den Kranken selbst sehen und den Verlauf seiner Krankheit be-

---

[49]) Gregory, l. c. S. 101.
[50]) Gregory, l. c. S. 103/104.
[51]) Gregory, l. c. S. 113.

obachten und sich dabei merken, was für Hilfsmittel bei der Behandlung angewandt worden sind und wie diese sich auf den Verlauf der Erkrankung ausgewirkt haben. Ist ein ähnlicher Fall zu behandeln, dann soll man aus der Analogie seine Entschlüsse ziehen und diejenigen Arzneimittel anwenden, die bei einem früheren Fall gute Dienste geleistet haben. Diese Behandlungsmethode, die nur auf frühere Erfahrungen aufgebaut ist und deren Haupthilfsmittel die Fertigkeit ist, aus gemachten Beobachtungen Folgerungen zu ziehen, hält er nicht für richtig und beruft sich dabei auf Hippokrates, der schon gesagt hat: „Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang“[52]). Es soll damit gesagt werden, daß die kurze Dauer eines menschlichen Lebens nicht ausreichen kann, so viel Erfahrungen aus Beobachtungen von Kranken zu machen, um ein guter und brauchbarer Arzt zu werden.

Unter der synthetischen Lehrmethode versteht Ploucquet eine dogmatische Lehrart. Danach erhält der Schüler erst die zum Studium notwendigen Grundlagen und baut hierauf weiter auf. „Sie lehrt vorerst die Grundsätze, die zum Verständniss anderer Lehren nothwendig vorangehen, und dann erst diese nachfolgende, sie geht vom Einfachen auf das Zusammengesetzte über, und kommt erst am Ende zu den Krankheiten selbst, und der Heilung“[53]).

Als Fächer, die zum Studium der ärztlichen Wissenschaft notwendig sind, führt Ploucquet an: die Anatomie, die Hygiene, die Physiologie, die Chemie, die Pathologie, die Therapie und die Pharmacie. Außerdem verlangt er die Kenntnis der Diätetik. Zur Unterhaltung und zur Fortsetzung des Lebens werden viele Dinge gebraucht, von deren richtiger Anwendung der Zustand des Körpers in hohem Maße abhängig ist. „Da der Gebrauch oder Nichtgebrauch von mehreren dieser Dinge von unserer Willkühr abhängt, sonderlich in Ansehung ihrer Menge, Verbindung, der Wiederholung, der Zeit, so steht gewissermassen und in so ferne Gesundheit und Krankheit in unserer Macht; die Geseze nach welchen wir uns hierinnen zu richten haben, sammlet die Diätetik, und in so ferne diese Lehre den grössern Theil dessen enthält, was zum langen Leben führen kann, die Macrobiotik“[54]).

Weiter verlangt Ploucquet Kenntnis von der Lehre der Krankheitszeichen, von der Semiotik, Kenntnis in der Chirurgie, einschließlich der Geburtshilfe, die Erlernung der Rezeptschreibekunst, die Beherrschung der speziellen Heil-

---

[52]) Hippokrates: Sämtliche Werke, ins Deutsche übersetzt von Robert Fuchs, München 1895, 1. Band „Die Aphorismen“, 1. Abschnitt, S. 67.

[53]) Ploucquet, l. c. S. 39.

[54]) Ploucquet, l. c. S. 41.

kunde, worunter er die richtige Anwendung von Heilmitteln bei besonderen Krankheiten und bestimmten Krankheitszeichen versteht, eine Kunst, die man durch die klinische Praxis erhält, die der Anfänger in dazu bestimmten Krankenhäusern ausüben soll. „Hier erhält er die Gelegenheit, unter erklärender Anführung des Lehrers, Kranke zu sehen, auszufragen, kränkliche Erscheinungen, den Gang ganzer Krankheiten zu beobachten; er siehet Heilmittel anwenden, und bemerkt ihren Erfolg“[55]).

Schließlich verlangt Ploucquet noch, daß man die ärztliche Kunst bei gerichtlichen Fällen anwenden könne: die Medicina forensis.

Auch Uden widmet dem Studium der Medizin mehrere Regeln. Er unterscheidet zwischen einem gründlichen und einem empirischen Arzt.

Der Empiriker, sagt er, „begnügt sich an einigen Zeichen, vergleicht solche mit andern ähnlichen und schließt. Nicht so der gründliche“[56]). Dieser sucht alles, was er mit seinen Sinnen entdecken kann, aufzunehmen, zu durchdenken und sich vorstellbare Begriffe darüber zu machen. Dies bringt ihn in einen Gegensatz zu dem Empiriker, der aus der Analogie seine Feststellungen trifft. „Daß diese Analogie ihm oft sehr nützlich sey, lehrt die Erfahrung, allein sie lehrt auch, daß eben diese Analogie oft irre führe, und die Krankheit, die man folgert, nicht die Krankheit des Falles sey“[57]).

Diese Fehlurteile beruhen darauf, daß bei Kranken öfters Erscheinungen auftreten, die kein besonderes Zeichen für eine bestimmte Erkrankung sind. „Erscheinung und Zeichen sind zweyerley. Jedes Zeichen ist Erscheinung, nicht jede Erscheinung ist ein Zeichen“[58]). Weiter schreibt Uden: „Nach den Zeichen ist die Lehre von den Ursachen ein höchstwichtiger Theil der Erkenntniß eines Arztes. Hier findet sich der so wichtige Unterschied zwischen gründlichen und empirischen Aerzten am vorzüglichsten“[59]).

An einzelnen Fächern, welche zusammen das Wissen des Arztes ausmachen, führt Uden an: Kenntnis in der Botanik und in der Scheidekunst, die er die Seele der Arzneikunst nennt, eine medizinische Physik. Hierzu zählt er die „Lehren von der Luft, vom Wasser, von der Erde, vom Licht, von der mechanischen Kraft, von

---

[55]) Ploucquet, l. c. S. 43.
[56]) Uden, l. c. S. 54.
[57]) Uden, l. c. S. 55.
[58]) Uden, l. c. S. 55.
[59]) Uden, l. c. S. 60.

der Elektricität und vom Magnetismus"[60]). Dann die Anatomie, wobei er gleichzeitig erwähnt, daß er nicht mit der Methode, wie sie gelehrt wird, einverstanden sei, da man sich einer zu schweren und unbiegsamen Terminologie bedient. Weiter die Physiologie und die Kenntnis der gebräuchlichen Arzneimittel. Auch hierzu macht Uden einen recht bemerkenswerten Zusatz, indem er schreibt: „Es ist aber Zeit, daß man aufhört, die Menge der Arzneymittel und mit derselben die historische Kenntniß des Arztes zu vervielfältigen"[61]). Es folgt die Aufforderung, sich mit chemischen Grundsätzen vertraut zu machen. Uden versteht hierunter: „chemische und erfahrungsmäßige Grundsätze, allein so wenig als möglich chemische Mittel, die durch mühsame Zubereitungen erst zu den Substanzen, die sie sind, gemacht werden mußten"[62]). Weiter führt Uden noch die klinische und individuelle Arzneikunst an, wobei er auch auf die Theorie zu sprechen kommt. Er ist der Meinung, daß man sich einen guten praktischen Arzt ohne alle Theorie schlecht vorstellen kann, verlangt aber, daß er auch verstehen müsse, diese Theorien in der Praxis anzuwenden, da sie sonst zwecklos seien. Außerdem gibt er den Rat, daß sich der Arzt, wenn er sich an einem Ort niederläßt, vor allen Dingen mit der Naturgeschichte der betreffenden Gegend und den Sitten und Gebräuchen der Bewohner vertraut machen müsse. Zum Schlusse seiner Ausführungen über die Kenntnisse eines Arztes gibt Uden noch Anweisungen betreffs der Untersuchungen der Patienten, über die Kunst, den Kranken auszufragen, über die Zubereitung und Zusammensetzung der Arzneien, über das Schreiben von Rezepten und fordert, daß der Arzt auch chirurgische Kenntnisse besitzen soll, und daher keine Gelegenheit versäume, wichtigen Operationen beizuwohnen.

Rübel's Meinung ist folgende: „Wann man in der Medicin ein gelehrter und erfahrner Mann werden und also Gnomologian erlangen soll, so muß man die Grund-Wissenschaften der gantzen Medicin wohl inne haben, als dahin gehören: Die Anatomie, die Physiologie, die Pathologie, die Semiotic, die Therapie, die Hygieine, die Materia Medica, die Botanic, die Experimental-Physic, und die Chymie"[63]). Dazu kommt noch die Kenntnis der Semiotik, denn „in der Semiotick werden Zufälle, welche sich bey Kranckheiten äußern, und ihre gute und böse Bedeutung, das ist: die Prognosis vorgetragen und angezeigt,

60) Uden, l. c. S. 43.
61) Uden, l. c. S. 49.
62) Uden, l. c. S. 53.
63) Rübel, l. c. S. 2/3.

damit man nicht eine Kranckheit für die andere hält. Wer demnach keine große Erkenntniß in der Semiotick erlangt hat, der kan in Praxi erstaunlich fehlen, und GOTT stehe demjenigen Krancken bey, der unter die Hände eines Medici fällt, welcher schwach in der Semiotick ist: Dann da wird sein Patient allzeit Symptomatisch von ihm tractirt, das ist: klagt der Krancke über Kopfweh, so werden ihm Mittel gegen das Kopfweh angeordnet, ohne darauf zu sehen, ob das Kopfweh nicht aus dem Magen, oder aus dem Unterleib seinen Ursprung habe“[64]).

Endlich noch Stark. Auch er empfiehlt die Beschäftigung mit den Lehren der Physik, vor allem mit der Lehre „von der Luft, von dem Schall, von der Bewegung, von der Schwere, von Farben und Licht, von der Verbindung und dem Druck der Weltkörper gegen einander, von Elektricität und Magnetismus“[65]). Weiter verlangt er die Aneignung der Chemie, der Geschichte der Arzneikunst, der Anatomie und von dieser besonders der Knochenlehre. „Auf diese gestüzt geht man zur Kenntnis aller übrigen Teile über, nehmlich auf die Kenntniß der Häute, der Muskeln, der Eingeweide, der Gefäße, so wohl der Blut- als Lymphatischen, der Drüßen, und Nerven“[66]). Es folgt die Physiologie, die Diätetik, die Pathologie, die aus der Nosologie, Aetiologie und Symptomatologie entstanden ist, dann die Zeichenlehre. Hat man aus den Zeichen die Krankheit und ihre Ursachen erkannt, dann benötigt man die Kenntnis der allgemeinen Heilkunde und, falls Werkzeuge benötigt werden, die Materia Medica. Außerdem rät Stark zu einer besonderen Heilkunde oder einem Pracktikum. Sollte es bei einer Behandlung einer Krankheit nötig sein, „daß man sich der Hände oder der Instrumente dabey bedient, so heißt es Chirurgie, betrifft es aber allein das Geschäft der Geburt, sowohl der natürlichen, als wiedernatürlichen, dann nennt man es Entbindungskunst“[67]). Schließlich spricht Stark noch von einer medizinischen Polizei, um das Medizinalwesen im Staate besser einrichten zu können, und von einer gerichtlichen Arzneikunde und sagt hierzu: „Wie aber der Arzt die Schicksaale seiner Nebenmenschen durch ein weises, vorsichtiges und kluges Verfahren mit einer gewissen Verstecktheit erleichtern soll, lehrt uns die große Kunst, die Politik der Aerzte, worinne man nie ausstudieren wird, um nur den Hauptttheil zu umfassen“[68]).

---

[64]) Rübel, l. c. S. 4/5.
[65]) Stark, l. c. S. 223.
[66]) Stark, l. c. S. 225.
[67]) Stark, l. c. S. 227/228.
[68]) Stark, l. c. S. 228/229.

Schließlich sei noch die Aufforderung Hufeland's erwähnt, der Kunst des Rezeptschreibens die größte Aufmerksamkeit zu widmen. Er erhebt hierbei die bemerkenswerte Forderung: „Wo es irgend ohne Nachtheil für den Hauptzweck möglich ist, wähle man das wohlfeilere Mittel statt des theuren, das inländische statt des ausländischen. — Es gehört ja auch zur Erleichterung des Uebels, die der Arzt übernommen hat, die Kosten zu vermindern, wenigstens sie nicht ohne Noth zu vermehren; und zu den Pflichten des guten Staats-Bürgers, dem Staate jede Ausgabe ins Ausland zu ersparen“[69]).

Fast bei allen Schriftstellern finden wir noch eine Forderung, die für einen guten Arzt unerläßlich ist, nämlich die Beschäftigung mit der Philosophie.

Daher verlangt schon Hippokrates, man solle „Philosophie in die ärztliche Wissenschaft und ärztliche Wissenschaft in die Philosophie einfügen. Denn: Ein Arzt, der zugleich Philosoph ist, kommt einem Gott gleich“[70]).

Dieser Meinung schließt sich auch Uden an. Er führt aus, daß ein Arzt als Philosoph nicht dadurch seine Philosophie zeigen soll, daß er seine Reden mit unverständigen Kunstwörtern schmückt und alles das als wahr zu demonstrieren sucht, was er, ohne es bewiesen zu haben, als wahr darstellt. Denn: „Der Arzt, der alles demonstrirt, ist daher nicht der gründliche Arzt, darum, weil er demonstrirt. Nur dann ist er's, wenn er im Stande ist, die wahren Ursachen des Uebels aufzusuchen, und diesen Ursachen die verhältnißmäßig nöthigen Mittel entgegen zu setzen weis; und wenn er das wirklich im vorkommenden Fall gethan hat“[71]). Als wichtigste Angelegenheit der praktischen Philosophie des Arztes bezeichnet Uden „die nöthige Kenntniß des menschlichen Herzens, das heißt dessen, wozu Menschen fähig sind, und der Menschen selbst, das heißt dessen, was sie durch Gesellschaft und Umstände geworden sind“[72]).

Ploucquet rät gleichfalls zum Studium der Philosophie und betrachtet die Arzneikunst als einen Teil derselben.

Stark stellt die gleiche Forderung und meint, daß man Verstecktes und Verborgenes nur durch die schärfsten Vernunftschlüsse entdecken könne, zu denen ein Arzt durch das Studium der Philosophie angeregt würde. Er schreibt: „Daher sollte der Arzt fast durchaus

---

[69]) C. W. Hufeland, Die Verhältnisse des Arztes. Zur Beherzigung für ausübende, besonders angehende, Aerzte, Berlin, 1808, S. 36.

[70]) Hippokrates, l. c. S. I/33, I/34; Kap. 5.

[71]) Uden, l. c. S. 13/14.

[72]) Uden, l. c. S. 24.

Philosoph seyn. Vor sich hat er zwar in die Sinne fallende Veränderungen, von diesen muß er nun mit einem scharfsichtigen Blick auf das innere und verborgene gehen und durch blose Schluß-Folgen die Krankheiten und ihre Ursachen zu entdecken suchen, das denn auch gewiß gelingt, sobald er richtig verfahren und das Allgemeine von den Besondern, das Wesentliche von dem Außerwesentlichen geschieden hat"[73].

Eine andere Einstellung finden wir bei Gregory. Bei seiner Betrachtung über die Gesetze des Nervensystems — „welche den Einfluß der Seele und des Körpers aufeinander betreffen" — gibt er den Rat, „seine Aufmerksamkeit nicht allzutief in diese schimmernde Art von Philosophie zu verwickeln, die der Einbildungskraft so viel und der Erfahrung so wenig Raum giebt, die dem Schein nach sinnreich, in der That aber nichtig und unbrauchbar ist"[74].

An einer anderen Stelle seines Werkes beschäftigt sich Gregory mit den Philosophen des Altertums und kommt zu dem Schluß, daß die Arzneikunst von ihnen durch Aufstellung schwärmerischer Hypothesen verdorben worden ist. Er rechnet es Hippokrates als Verdienst an, daß dieser die Notwendigkeit erkannte, gegen die herrschenden Mißbräuche einzuschreiten, denn „er unternahm es, die Kunst neu umzuschaffen, und sie auf den sichern Grund der Beobachtung zu bauen"[75]. Auch von den Philosophen der folgenden Jahrhunderte wurde der Arzneikunst nach Gregory's Meinung Schaden zugefügt, weil sie falsche Grundsätze in diese einführten und „indem sie die Aufmerksamkeit von Erfahrung und Beobachtung abwendeten, und sie in die Untersuchung unnützer Subtilitäten verwickelten, von denen man vorgab, daß sie bis in die tiefsten Schlupfwinkel der Natur eindrängen, ob sie gleich in der That bloß auf unnützes Gewäsche hinausliefen"[76]. „So oft ihnen Beobachtungen fehlten, wurde allzeit die Lücke durch die Einbildungskraft ergänzt, so daß es ihnen niemahls an Stof gebrach, irgend eine Hypothese auf eine Zeitlang festzusetzen"[77]. Auf Grund dieser geschichtlichen Betrachtung der Auswirkung der Philosophie auf die Arzneiwissenschaft kommt Gregory zu der Erkenntnis: „Erfahrung ist ohne Zweifel der Grund aller Kenntniß in der Arzneywissenschaft; man muß sich zuletzt allemahl auf sie berufen, und jeden Satz, der mit Erfahrung oder Thatsachen streitet, als falsch verwerfen"[78].

---

[73]) Stark, l. c. S. 207/208.
[74]) Gregory, l. c. S. 99/100.
[75]) Gregory, l. c. S. 171/172.
[76]) Gregory, l. c. S. 176.
[77]) Gregory, l. c. S. 178.
[78]) Gregory, l. c. S. 181.

Mit der Kenntnis der aufgeführten Wissenschaften begnügen sich aber die Schriftsteller noch nicht mit ihren Forderungen, die sie an einen guten und geschickten Arzt stellen.

So verlangt Ploucquet, daß der Arzt nach Absolvierung seiner Studien, wenn er finanziell dazu in der Lage ist, Reisen unternehmen soll, von denen er manche Vorteile erwartet. „Der Hauptzwek wird immer Vervollkommnung der Wissenschaft seyn, welcher erhalten werden kann, durch Lehren gelehrter Männer und Vorsteher hieher gehöriger Institute, durch Besuche sowol dieser, als der botanischen Gärten, der Kunst- und Naturaliencabinete, wobey man jedoch sich hinreichende Zeit nehmen, und den gehofften Nuzen der Reise nicht nach dem Meilenzeiger, sondern nach zwekmäsiger und fleisiger Benuzung der Zeit abmessen muss, ohne welche er ohnediss die Erfolge clinischer und chirurgischer Methoden nicht wird beurteilen können“[79]). Außerdem empfiehlt er die Anlage eines Tagebuches, in welches er kurz die Namen der behandelten Patienten, den erhobenen Befund und die erteilten Verordnungen eintragen soll.

Aehnlich schreibt Rübel. Auch er hält das Reisen für vorteilhaft, da man unterwegs berühmte Männer und bekannte Hospitäler besuchen könne. Schließlich fordert er noch von einem tüchtgien Arzt: „Daß er biß an sein Lebens Ende fleißig studirt, und neue Observationen und Experimenten liest, auch sich die Mühe gibt, solche selbst nachzumachen“[80]).

Uden spricht noch von medizinischen Hilfsmitteln und rechnet hierzu besonders eine gute Bibliothek. Dann bringt auch er den Vorschlag, daß sich der Arzt eine Reihe von Tagebüchern zulegt. In diese Bücher soll er die Befunde bei seinen Kranken, seine praktischen Erfahrungen über die von ihm verordneten Arzneimittel, seine Beobachtungen über den Zusammenhang von Wetter und Krankheiten und, wenn er sich mit chemischen Versuchen beschäftigen sollte, auch die experimentell-chemischen Beobachtungen und Ergebnisse eintragen. Die Aufzeichnungen der Krankheitsbefunde hält Uden für besonders wichtig, denn „solch ein Buch hat auch noch den Nutzen, daß wenn nach vielen Jahren vielleicht derselbe Kranke wieder unsere Hülfe verlangt, wir uns einen großen Theil der Mühe ersparen, und bey dem Kranken destomehr Vertrauen und Folgsamkeit zuwege bringen können“[81]). Weiter soll sich der Arzt ein Büchlein zulegen, in welches er Abhandlungen und Gutachten einträgt, die die Gerichtsmedizin betreffen. Als letztes rät Uden, die Studien nach einem bestimmten

---

[79]) Ploucquet, l. c. S. 61.
[80]) Rübel, l. c. S. 6.
[81]) Uden, l. c. S. 81.

Plane zu treiben, der mit Berücksichtigung der Zeit und des vorzunehmenden Stoffes aufgestellt worden ist.

Stark meint: „Zu einer ächten Gelehrsamkeit gelangen wir auf verschiedenen Wegen, theils durch Lehren, theils durch Lesen, theils durch persönlichen Umgang mit gelehrten Männern"[82]). Er glaubt durch fleißige Lektüre und tägliche Erfahrungen die erworbenen Kenntnisse am besten erweitern und festigen zu können. Außerdem hält auch er die Einrichtung einer guten Büchersammlung für erforderlich, in der sich die besten praktischen Bücher seiner Zeit befinden sollen.

Bei Choulant lesen wir über das, was man zu tun hat, um den Geist der Medizin vollkommen kennen zu lernen, folgendes: „Sie werden aber wirklich zu dem Besitz desselben gelangen, wenn Sie, um alle zur Medizin gehörigen Wahrheiten kennen zu lernen, gute Bücher lesen, und sich zu seiner Zeit mit wahrhaft gelehrten Männern in Verbindung setzen"[83]).

Kapitel 3.

Ueber die zur Ausübung des ärztlichen Berufes notwendigen Tugenden und besonderen Eigenschaften.

Wir kommen nunmehr zu einem Gegenstand der ärztlichen Politik, dem alle Schriftsteller längere Abhandlungen gewidmet haben, nämlich zu den besonderen Eigenschaften und Tugenden, die ein Arzt zur Erhaltung seines Rufes besitzen soll.

Als erste und notwendigste Eigenschaft wird angeführt: Die Menschenliebe. Gerade der Arzt findet bei Ausübung seines Berufes häufig kranke Menschen, deren Zustand und Beschaffenheit sein größtes Mitleid verdienen.

Bath schreibt dazu: „Indessen werden diese empfindlichen Eindrücke doch vergeblich auf uns gemacht werden, wofern nicht das Herz, aus welchem sie ihren Ursprung nehmen, nicht von zärtlicher und empfänglicher Beschaffenheit ist, und wofern sie nicht einen wesentlichen, nicht einen affectirten Theil des medizinischen Charakters ausmachen"[84]).

---

[82]) Stark, l. c. S. 217.
[83]) Choulant, l. c. S. 9.
[84]) Bath, l. c. S. 3.

Ebenso lesen wir bei Ploucquet: „Eine sehr wesentliche, eine unerlässliche Erforderniss zu einem dereinst guten, vollkommenen Arzte ist ein guter moralischer Charakter: Güte, Menschenliebe, allgemeines Wolwollen, Empfindsamkeit, Mitleiden, Sanftmuth, Geduld, Liebe zur Ordnung und Arbeit müssen seine Grundzüge sein“[85]).

Stark fordert gleichfalls von einem Arzt, daß er vor allem Mitleid besitzen soll. Er meint, daß es ein besonderer Vorteil für die Kranken sei, wenn sie durch die ärztliche Behandlung feststellen könnten, daß sie sich einem gefühlvollen und mitleidigen Arzt anvertraut hätten. „Gefühlvolles Mitleid ist dem Kranken gleichsam Erleichterung, woraus er schließt, daß der Arzt, der sein Mitleid äußert, alle seine schmerzhaften Empfindungen auch selbst kenne und in der Wichtigkeit empfinde, und es ihm glaube“[86]).

Auch Choulant führt bei der Aufzählung der moralischen Eigenschaften eines Arztes als erste die Humanität an, und meint damit „jenes Mitgefühl des Herzens, das bei Andrer Leiden rege wird, und den Menschen mit einem dunkeln aber mächtigen Drange zu helfen beseelt“[87]). Choulant ist der Ansicht, daß ein Arzt mit einem gefühlvollen Herzen sich besser und gewissenhafter der Kranken annehme und sich daher auch schneller deren Vertrauen erwerbe und somit auf den Krankheitsverlauf ein günstiger Einfluß, sowohl von Seiten des Arztes, als auch des Kranken, ausgeübt wird. Im Gegensatz dazu stellt er den gefühllosen Arzt, der kein Mitleid kennt. Er meint, daß dieser sich nicht das Zutrauen der Kranken erwerben könne, weil diese sich ihm nicht anvertrauen, und außerdem immer eine gewisse Furcht vor einem solchen Arzt haben werden. Choulant gibt daher den Rat: „Seyen Sie gefühlvoll ohne Schwäche, freundlich ohne Niedrigkeit, ernst ohne steife Förmlichkeit“[88]).

Rübel fordert Menschenliebe und schreibt darüber: „Wer aus der Glückseeligkeit anderer eben ein solches Vergnügen schöpft, als wenn es sein eigenes wäre, der liebt den andern wie sich selbst“[89]).

Uden empfiehlt zur Begründung des guten Rufes eines praktischen Arztes besonders Mitleid und Uneigennützigkeit. Er verlangt, daß die Aerzte sich für ihre geleistete Hilfe bezahlen lassen müssen, um sich ihren Unterhalt zu verschaffen, daß sie sich aber hüten sollen, in den Verdacht zu geraten, bei Minderbemittelten nicht mit demselben Eifer und mit derselben Sorgfalt ihren Beistand aus-

---

85) Ploucquet, l. c. S. 19.
86) Stark, l. c. S. 240.
87) Choulant, l. c. S. 12.
88) Choulant, l. c. S. 14.
89) Rübel, l. c. S. 13.

zuüben, weil sie geringere Einnahmen zu erwarten haben, als wie bei Bessergestellten und reichen Leuten. Uden nimmt an einer anderen Stelle seines Werkes Gelegenheit, nochmals hierüber zu sprechen und schreibt: „Das Bedürfniß sollte allerdings der Maßstab seyn, nach welchem wir die Belohnungen unserer Bemühungen, wenn wir sie bestimmen sollen, bestimmen müßten"[90]). Außerdem ist er der Meinung, daß es wohl naheliegend sei, für seine eigenen Bedürfnisse zu sorgen, man solle dabei aber nicht vergessen, daß zum Glück eines Arztes mehr gehöre, als Reichtum. Wer aus Mitleid und Menschenliebe Kranke behandelt hat, der wird auch den schönen Lohn kennen, der nicht durch Geld zuteil wird, sondern durch die stillen Gebete der Genesenden, in welchen sie den Segen Gottes für den Arzt erbitten und durch die zum Lobe des Arztes sprechenden dankbaren Reden derjenigen, denen aus Mitleid geholfen wurde.

Schwenninger wirft die Frage auf, wie wohl ein Mensch dazu gekommen sei, einem anderen Mitmenschen ärztliche Hilfe zu leisten und gibt darauf die Antwort: Aus Beruf, aus innerem Drange heraus, aus Humanität. Hierüber schreibt er weiter: „Ja, was ist Humanität? Die Aerzte, die ihrem Wirken eine Art besondere Verehrung verlangen, umschreiben die Humanität als Menschenliebe, Mitleid, Hilfsbereitschaft, Selbstlosigkeit. Ihnen stimmen alle Kranken zu, die nicht gern Arztrechnungen bezahlen .... Denn Menschenliebe, Mitleid, Hilfsbereitschaft, Selbstlosigkeit müssen oder sollen wenigstens nach geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen vom Inhaber kostenlos verabfolgt werden"[91]).

Ein weiterer Vorschlag der Schriftsteller geht dahin, daß der Arzt in seinem Betragen nicht stolz sein soll.

Hierzu nimmt Uden Stellung, indem er darüber Ausführungen macht, wie verschieden der Charakter des einzelnen Menschen ist, und gibt den Rat, seinem eigenen Charakter treu zu bleiben und kein stolzes Betragen an den Tag zu legen. Seiner Meinung nach „wird derjenige die mehrste Liebe besitzen, der mit jedermann sich ins Gespräch einläßt, und überall zeigt, daß er sich seines wahren Werths ..... bewußt sey, und dem Grossen der Erde mit der ihm gebührenden Achtung, ohne Niederträchtigkeit, und dem Geringern ohne jene zurückschreckende Kälte, aber auch ohne Vertraulichkeit, begegnet"[92]).

Ebenso schreibt Ploucquet: „Stolz, Hochmuth, Prätension, Selbstliebe, Egoismus, die oft schon aus dem äussern hervorleuchten, darf nicht in dem Character eines Arztes

---

[90]) Uden, l. c. S. 109.
[91]) Schweninger, l. c. S. 6.
[92]) Uden, l. c. S. 88/89.

seyn“[93]). Er warnt vor diesen Charakterzügen, da diese besonders von Leuten geringeren Standes unangenehm empfunden werden und sie daher oft veranlassen, bei Pfuschern Rat und Hilfe zu suchen, da sie mit diesen Leuten frei und unbefangen sprechen können, weil sie nicht durch Stolz und Hochmut eingeschüchtert werden.

Diese gleiche Erfahrung ist Stark bekannt, denn auch er fürchtet, daß der Arzt, der stolz ist, nicht den passenden Ton im Umgang mit seinen Patienten findet. Diese werden dadurch seine Person und seine Hilfe scheuen und „wagen einen solchen hochnäsigen Mann nicht ihr Anliegen vorzulegen, geschweige vertraulich in seinen Schoos zu schütten“[94]).

Auch Rübel mahnt in seiner Aufzählung der Tugenden, die einen Arzt besonders auszeichnen sollen, nicht stolz oder hoffartig zu sein. Er warnt davor, mehr scheinen zu wollen, als man in Wirklichkeit ist und nennt diese Neigung Hochmut. Weiter schreibt er: „Wer sich über andere seines gleichens erhebt, der ist hoffartig. Wer die Hoffarth durch Geberden, Minen, Worten und durch seine äusserliche Aufführung zu erkennen gibt, der ist stoltz“[95]). Rübel verlangt an Stelle des Stolzes, daß der Arzt Bescheidenheit besitzen soll, sowohl in Worten, wie auch in Taten und meint, daß er dann von allen wohl gelitten würde. Sollte jedoch jemand durch sein Benehmen zu erkennen geben, daß er von anderen Personen eine geringere Achtung hege, dann nennt er diese Charaktereigenschaft Verachtung. Er sagt hierzu: „Weil ein Bescheidener, einem jeden die Ehre läßt, und auch gibt, die einem gebührt: so verachtet, verleumdet und lästert er niemand“[96]).

Diese Forderung vertritt auch Stark, indem er auffordert, nie mehr zu versprechen, als man halten könne und nicht in den Fehler zu verfallen, seine Leistungen besonders hervorzuheben. „Daher soll der Arzt hübsch bescheiden seyn“[97]).

Dasselbe Verlangen stellt Uden; er empfiehlt dem Arzt Bescheidenheit und Menschenfreundlichkeit. Außerdem rät er, nichts in prahlerischer Weise zu versprechen, da man sich, wenn die erwartete Wrikung nicht eintritt, lächerlich und unbeliebt macht. Er hält es für besser, „wenn uns andere verdiente Lobsprüche geben, und wir nicht glauben, was andere an uns versäumen, selbst thun zu müssen“[98]).

---

93) Ploucquet, l. c. S: 77.
94) Stark, l. c. S. 248.
95) Rübel, l. c. S. 7.
96) Rübel, l. c. S. 9.
97) Stark, l. c. S. 249.
98) Uden, l. c. S. 104.

Auch nach Ploucquet's Meinung gehört die Bescheidenheit zum guten Charakter eines Arztes; eine Bescheidenheit, „die jedoch nicht in Wegwerfung seiner selbst ausarten, sondern mit einer gewissen Würde gepaart seyn muss“[99]).

Von einer anderen Eigenschaft, nämlich der Verschwiegenheit, der alle Schriftsteller eine große Bedeutung beimessen, hören wir bereits im Eid des Hippokrates: „Ueber alles, was nicht außerhalb weitererzählt werden soll, mag ich es während der Behandlung sehen oder hören, oder mag ich außerhalb meines Wirkens etwas im gewöhnlichen Leben erfahren, werde ich Stillschweigen bewahren und derartiges als Geheimnis ansehen“[100]).

Uden räumt der Verschwiegenheit gleichfalls eine besondere Stellung ein und begründet diese damit, daß er daran erinnert, wie es doch für viele Menschen recht unangenehm sein kann, wenn andere von ihren Leiden, die sie bis jetzt verborgen und geheim gehalten haben, durch den Arzt Kenntnis bekommen. Außerdem denkt er daran, wie der Arzt dadurch, daß er der Vertraute des Kranken ist, Gelegenheit hat, manche Familiengeheimnisse und Privatangelegenheiten zu erfahren und hält es für schändlich, „wenn ein Arzt von geheimen Dingen, die er auf solche Weise in Erfahrung bringt, den geringsten Gebrauch machen wollte“[101]).

Ebenso zählt Stark die Verschwiegenheit zu den wichtigsten ärztlichen Eigenschaften und preist den Arzt glücklich, dem von der Natur diese Charaktereigenschaft mitgegeben worden ist, denn „der Geistliche und der Arzt sind die beyden Personen im Staat, denen freylich so vieles im Schoos geschüttet wird, das nicht jeder Mittbürger wissen darf und kann“[102]). Er gibt allerdings auch zu, daß es leider Aerzte gibt, die infolge ihres Temperamentes und ihres Mitteilungsbedürfnisses sich nicht beherrschen können und warnt davor, solchen Aerzten, deren Verschwiegenheit man nicht ganz sicher ist, zu viel anzuvertrauen.

In seinen Vorlesungen von den Eigenschaften und Pflichten eines Arztes beschäftigt sich auch Gregory mit dieser Frage und sagt, daß oft „der gute Ruf einzelner Personen, und der Credit der Familien von der Behutsamkeit, Verschwiegenheit und Ehrliebe eines Arztes abhängen“[103]).

Bei Ploucquet lesen wir folgendes darüber: „Wenn dem Arzte auch nicht ausdrüklich aufgetragen ist, Stillschweigen zu be-

---

[99]) Ploucquet, l. c. S. 76/77.
[100]) Hippokrates, l. c. S. I/22.
[101]) Uden, l. c. S. 90.
[102]) Stark, l. c. S. 250.
[103]) Gregory, l. c. S. 33/34.

obachten, so muss er es doch ein für allemal unter seine Pflichten rechnen, und weder seinen Freunden, noch seiner Frau von seinen Kranken vorerzälen, auch selbst, wenn es Krankheiten sind, die alle Welt wissen dürfte"[104]). Ploucquet denkt auch daran, daß der Arzt leicht in Gewissenskonflikte kommen kann; so zum Beispiel, wenn er davon Kenntnis hat, daß Dienstboten mit Krankheiten behaftet sind, die dem Arbeitgeber, deren Kinder oder anderen Angestellten Gefahr bringen können und schreibt dazu: „Sind es solche, ... so wäre es pflichtwidrig, sie zu verschweigen, wenn anders er nicht zu einer andern Auskunft rathen kann"[105]).

Pagel gibt den Rat, über alles, was der Arzt erfährt und sieht, Verschwiegenheit zu bewahren und erinnert daran, daß das Berufsgeheimnis dem Arzt sogar das Recht gibt, „selbst vor Gericht ohne Erlaubniss des Clienten das Zeugniss über die in der Eigenschaft als Arzt gemachten Wahrnehmungen zu verweigern"[106]). Auch er denkt an solche Fälle, in denen der Arzt durch die Schweigepflicht in große Verlegenheit versetzt werden kann und daß er dann versuchen muß, sich mit Takt und Geschick aus dieser unangenehmen Lage zu ziehen. Er sagt hierzu: „Der jüngere, in diesen Dingen noch nicht erfahrene Arzt schreibe sich als Devise vor: Mundhalten; der ältere hat allmählich gelernt, wie man sich geschickt aus solchen Affairen, aus dem Conflict zwischen zwei Pflichten zu ziehen hat, ohne eigene und fremde Interessen materieller und sonstiger Natur zu beeinträchtigen"[107]).

Schweninger spricht auch von einer Verschwiegenheit, aber in einem anderen Sinne wie die bereits erwähnten Schriftsteller. Er schreibt über das ärztliche Schweigen und meint hiermit nicht die Amtsverschwiegenheit, die er für eine Notwehreinrichtung hält, damit kein Mensch von einem Arzt die geheimen Sorgen und Nöte eines andern erfahren kann und darf, sondern „das Schweigen des Arztes ist das abgemessene Verhältnis zwischen den Worten, die dem Kranken anzeigen, daß seine geheimsten Gedanken erraten sind, und jenen Worten, die dieses Erraten verschleiern, schonend es bergen. Aus Zweckmäßigkeit!"[108]).

Nun noch Rübel, der die Verschwiegenheit zu den vornehmsten Aufgaben und Tugenden eines Arztes zählt. Dieser verlangt, daß der Arzt dann nicht die Wahrheit sagen soll, wenn er annehmen muß, daß diese nicht zum Vorteil, sondern zum Nachteil des Kranken gereichen kann und schreibt: „Dahero bestehet die Verschwiegenheit

---

[104]) Ploucquet, l. c. S. 82/83.
[105]) Ploucquet, l. c. S. 83.
[106]) Pagel, l. c. S. 43.
[107]) Pagel, l. c. S. 44.
[108]) Schweninger, l. c. S. 88.

in der Tugend, die Wahrheit nicht zu sagen, wann sie keinen Nutzen, aber gewiß Schaden bringt"[109]).

Schließlich noch Bath, der es ebenfalls für eine notwendige Klugheitsregel hält, daß man besonders dem Patienten gegenüber eine gewisse Verschwiegenheit anwendet und ihnen nicht alles zu wissen gibt, was man zu tun vor hat. Er meint hier besonders „diejenigen Dinge und Folgen, welche nicht zum Vortheil der Patienten gereichen, und dies versteht sich in Rücksicht auf die Heilmittel und die Krankheit: vielmehr müssen nur solche Dinge ihrer Betrachtung überlassen werden, welche Hoffnung, guten Erfolg und Erwartung besserer Gesundheit mit sich führen"[110]).

Die Forderung der Verschwiegenheit oder, um mit Rübel und Bath zu sprechen, der Mut, dem Kranken die Wahrheit zu verschweigen, kann unter gewissen Umständen so weit gehen, daß der Arzt bewußt die Unwahrheit sagen muß; also den Kranken täuscht.

Hierzu äußert sich auch Stark. Er meint, wenn der Arzt einen Kranken zu behandeln hat, bei dem alle bis jetzt versuchten Mittel fehlgeschlagen sind und sich keine Besserung zeigt, dann solle sich der Arzt nicht mutlos zeigen, denn der Kranke, der den Arzt und dessen Mienen ständig beobachtet, würde dies sogleich feststellen und nunmehr erst recht niedergeschlagen und mutlos werden. Daher solle der Arzt alles versuchen, um den Kranken aufzuheitern und gegebenenfalls sagen, er würde nunmehr ein neues und besseres Mittel verordnen und sei es auch nur ein schon angewendetes Mittel, das in einer anderen Zusammensetzung oder Form nunmehr verschrieben wird. „Denn diese Täuschung ist Politik, sie giebt Beruhigung so lange, bis man im Stand ist die Krankheit ganz fortzuschaffen"[111]).

Auf die Frage, ob diese Täuschungen dem Arzt erlaubt seien, antwortet Stark: „Sind je Täuschungen erlaubt und nöthig, so sind sie es dem Arzt der unter gar viele Verhältnisse gestellt ist, und der bey vielen Kranken ganz und gar nicht mit der Wahrheit heraus gehen darf"[112]).

Auch Ploucquet ist der Ansicht, daß man einem Kranken, der nach der Höhe der Gefahr fragt, in der er sich befindet, diese zum Wohle des Kranken etwas geringer angeben soll, „als sie ist, zumalen wenn der Kranke furchtsam ist. Schon die Idee der Gefahr hat schon oft würklich zum Tode geführt"[113]).

---

[109]) Rübel, l. c. S. 11/12.
[110]) Bath, l. c. S. 15.
[111]) Stark, l. c. S. 300.
[112]) Stark, l. c. S. 301.
[113]) Ploucquet, l. c. S. 181.

G r e g o r y vertritt einen ähnlichen Standpunkt und meint: „In diesem Falle ist es bisweilen eben so erlaubt, als nothwendig, von der Wahrheit abzuweichen. Oft ist der Kranke in äußerster Gefahr, kann aber gerettet werden, wofern ihm nur die Gefahr unbekannt bleibt“[114]).

S c h w e n i n g e r kommt in dieser Frage zu dem Schluß: „Die Zweckmäßigkeit entscheidet die Frage“[115]).

Endlich noch einige Bemerkungen S c h o e n's, der sich hierzu folgendermaßen äußert: „Die fromme Lüge wird aber zur ethischen Notwendigkeit, sobald es sich um ein unheilbares Leiden handelt. Die Pflicht der Humanität entbindet uns von der Aufklärung des Kranken“. Und an anderer Stelle: „Kann so die Verschleierung der Wahrheit dem Kranken gegenüber zur Pflicht der Menschlichkeit werden, so haben wir in den meisten Fällen glücklicherweise das Recht und die Pflicht zur Wahrheit“[116]). Hier führt S c h o e n lebensrettende Operationen und noch heilbare Tuberkulose als Beispiel an, da gerade hierbei von der in richtiger Form angebrachten Wahrheit häufig die Einstellung und Bereitschaft des Kranken zu der vorgeschlagenen Behandlungsmethode abhängig ist.

Noch recht zahlreich und vielgestaltet sind die Vorschriften und Klugheitsregeln, die wir in den Werken unserer Schriftsteller finden.

So wird dem Arzte von U d e n geraten, z u j e d e r Z e i t u n d S t u n d e b e i d e r H a n d z u s e i n und selbst auf den Schlaf zu verzichten, wenn es gilt, ein Menschenleben zu retten. Er fordert vom Arzt: „Er muß nicht wie eine alte Frau seyn, sondern, selbst zur Nachtzeit, sich munter und nicht verdrossen, oder träge bezeigen“[117]).

P l o u c q u e t ist für O r d n u n g i m S c h l a f e n u n d W a c h e n und empfiehlt, man „gehe zu bestimmten Zeiten zur Ruhe, und erhebe sich wieder, beydes zeitig“[118]).

Auch N o o t n a g e l l, der in seinen Briefen eines Arztes, in denen er über die Freuden und Leiden des Arztberufes und über die Triebfedern spricht, die manchen zum Ergreifen dieses Berufes bringen, ist sich der Notwendigkeit bewußt, auch des Nachts für das Wohl seiner Patienten sorgen zu müssen, denn er schreibt seinem Neffen über diese Beschwerlichkeit des ärztlichen Berufes folgendes: „Bist Du je in der strengsten Kälte, wann Du kaum eine Stunde geschlafen hattest, gestöhrt: und hast Du wohl je mitten in der Nacht, allein bey nassen Wetter oder unter Hagel und Schnee über die Strasse gehn,

---

[114]) G r e g o r y, l. c. S. 42.
[115]) S c h w e n i n g e r, l. c. S. 78.
[116]) S c h o e n, l. c. S. 33/34.
[117]) U d e n, l. c. S. 92.
[118]) P l o u c q u e t, l. c. S. 107.

und alsdenn, wenn Deine Empfindung noch mehr durch die feyerliche Stille und das Dunkle der Nacht geschärft war, eine Scene des Jammers und des Todes beywohnen müssen?"[119]).

Rübel nennt diese Forderung Dienstfertigkeit. Er verlangt, daß der Arzt „sowohl Tag als Nacht seinen nothleidenden Nächsten, ohne Unterschied der Person, noch Stands, noch des Vermögens, mit Hülf und Rath an die Hand gehet"[120]).

Stark stellt dasselbe Verlangen. Er weiß wohl, daß das Leben eines Arztes mühselig und beschwerlich ist; will aber, daß darunter nie ein Kranker zu leiden habe. Der Arzt soll immer unverdrossen und fleißig seinen Pflichten nachgehen; nichts scheuen, was auch unangenehm ist, und nicht in der Besorgung seiner Kranken ermüden, sondern sich ihrer mit Sorgfalt und Fleiß annehmen. „Man muß keine Zeit sparen, die Kranken müssen ihm über alles gehen"[121]).

Um diesen Mahnungen, die in gleicher Weise Ploucquet und Choulant an den Arzt stellen, nachkommen zu können, halten sie in allem, was den Arzt angeht, Ordnung für unerläßlich.

Choulant schreibt darüber: „Lernen Sie einen weisen Gebrauch von Ihrer Zeit machen. . . . . Ordnen Sie nach überlegter Eintheilung die Reihe Ihrer Krankenbesuche und Ihrer übrigen Geschäfte, so daß Eines nach dem Andern in zweckmäßiger Ordnung auf einander folge"[122]).

Wesentlich für den guten Charakter eines Arztes ist nach Bath ein liebreiches Betragen und Leutseligkeit. Wir lesen bei ihm: „Leutseligkeit verbessert auf zärtliche Weise alles, was nur in unsrer natürlichen Anlage fehlerhaft ist"[123]). Und an einer anderen Stelle: „Allzeit gütig und gefällig, gelassen und ruhig zu seyn, ist eine nothwendige Eigenschaft, in dem Gemüthe des Patienten eine solche Vorstellung zu machen, daß er unsre Gegenwart für zuträglich hält"[124]). Außerdem denkt er daran, daß meist Verzagtheit und Furcht bei den Kranken zu finden ist und schreibt daher: „Daraus müssen wir das Schickliche dieser Politik erkennen, jeden Umstand, der zu solchen Eindrücken Anlaß geben kann, abzuhalten"[125]).

Um eine gutgehende Praxis zu bekommen, darf der Arzt nach Uden keine unrühmlichen Mittel anwenden, denn „ein Arzt, der sich

---

[119]) Daniel Nootnagell, Briefe eines Arztes, Hamburg, 1777, S. 32.
[120]) Rübel, l. c. S. 13.
[121]) Stark, l. c. S. 244/245.
[122]) Choulant, l. c. S. 24.
[123]) Bath, l. c. S. 7.
[124]) Bath, l. c. S. 5.
[125]) Bath, l. c. S. 15/16.

aufdringt oder anbietet, macht sich verächtlich"[126]). Er ist der Ansicht, daß sich ein guter Arzt von selbst empfiehlt und es nicht nötig hat, seine Dienste selbst oder durch andere anzupreisen, oder den Kranken zu erkennen zu geben, wie gern er sie bediene. Seine Begründung dafür lautet: „Und was ist die Folge? Die Erfahrung lehrt sie zur Genüge, denn das durch so unrühmliche Mittel erworbene Ansehn und Ehre dauren nicht, und fallen bald, besonders, wenn es gar bekannt wird, und die Geschicklichkeit des angepriesenen Mannes nicht mit den Lobsprüchen übereinkömmt"[127]).

Ploucquet bezeichnet den Arzt als einen Charlatan, der bei seinen Patienten Zutrauen und Gunst auf unlautere Weise gewinnen will und sich dazu der Prahlerei bedient. Für ungerecht hält er es allerdings, „wenn man überall, auch da, wo der Arzt wahre Verdienste auf erlaubte Art dem Publicum bemerklich macht, Charlatanerie wittern will"[128]).

Rübel unterscheidet zwischen ruhmbegierigen und ehrgeizigen Aerzten. Er versteht unter ruhmbegierigen Aerzten solche, die Lobreden, die andere über sie führen, gerne hören, und unter ehrgeizigen Aerzten solche, die mehr Ehre verlangen, als ihnen in Wirklichkeit zusteht. Er warnt vor solchen Charaktereigenschaften und hofft, daß sich der Arzt nur einwandfreier Mittel und Wege bedient, die er mit seinem Ehrgefühl vereinbaren kann. Derjenige aber, der „gar nichts nach der Ehre fragt, oder solche Handlungen begeht, welche wider seinen Stand, wider die Wahrheit und Redlichkeit lauft, der ist niederträchtig"[129]).

Choulant gibt ebenfalls den Rat, sich nicht zur Behandlung von Kranken aufzudrängen. Er hält es aber für erlaubt, „um Kuren, oder um fixe, besonders um öffentliche Stellen sich zu bemühen"[130]).

Schoen warnt davor, sich nicht verleiten zu lassen, seine Fähigkeiten bei den Patienten besonders hervorzuheben. Er sagt: „Das verstößt gegen den ärztlichen Takt. Die harmlose Selbstüberhebung wird ein ethischer Defekt, wenn ein geschäftlicher Zweck damit verbunden ist"[131]).

Uden und Ploucquet halten außerdem ein freundliches Wesen für angebracht.

Ploucquet macht dem Arzt dazu noch Höflichkeit zur Pflicht und sagt darüber: „Die wahre Höflichkeit besteht in einem

---

[126]) Uden, l. c. S. 90.
[127]) Uden, l. c. S. 91.
[128]) Ploucquet, l. c. S. 127.
[129]) Rübel, l. c. S. 16.
[130]) Choulant, l. c. S. 23/24.
[131]) Schoen, l. c. S. 34.

harmonischen Zusammentreffen des ganzen Benehmens, in Worten und Handlungen, aus welchen Achtung, Liebe und Anhänglichkeit an die Person, mit der wir umgehen, hervorleuchtet“[132]).

Als besondere Charaktereigenschaft eines Arztes wird von einigen Schriftstellern der Mut verlangt, nämlich: Mut zum handeln und in seinen einmal gefaßten Beschlüssen standhaft zu bleiben. Hierüber lesen wir bei Nootnagell: „Muth, Unerschrockenheit und Entschlossenheit muß ein Arzt besitzen: und daher nicht überlegt, sondern zur rechten Zeit mit kalten Blute die Mittel zu gebrauchen, und Gefahren abzuwenden wissen“[133]). Der Arzt darf nie wegen des Krankheitsverlaufes in Furcht geraten. Er muß die Beruhigung besitzen, daß von ihm aus alles getan worden ist, was er vermag. Daher muß er sich mit energischer Entschlossenheit dagegen wenden, wenn von irgend einer Seite für die einmal begonnene Behandlungsmethode neue Vorschläge gemacht oder neue Mittel gebracht werden. Sollte allerdings die Krankheit wider Erwarten einen unglücklichen Verlauf nehmen, dann muß der Arzt mutig und ruhig alle etwa gemachten Vorwürfe zu ertragen wissen, da er sich keiner Schuld bewußt ist.

Auch bei Schoen finden wir diese Forderung: „Rasches Erkennen der Situation, Mut zum handeln und Verantwortungsfreudigkeit sind die Eigenschaften, welche der Arzt neben seinem Wissen in besonderem Maße braucht“[134]).

Mehrere Schriftsteller geben in ihren Werken noch weitere Ratschläge und Ermahnungen für das persönliche Leben des Arztes. An erster Stelle warnen sie den Arzt, sich zu betrinken. Gerade, weil der Arzt zu jeder Stunde bereit sein soll, anderen zu helfen, sei es notwendig, daß er einen klaren Kopf behält.

Uden schreibt dazu: „Ein Trunkener ist nicht aus dem Schlafe zu ermuntern, wenn derselbe ihn einmal übernommen hat. Und wenn er endlich erwacht, so ist er tummlich, weis nicht was er sagt, oder was er schreibt, und kurz, ein Arzt muß sich vor dem Trunk und vor den Freunden des Trunkes, wie vor der Pest hüten“[135]).

Dieselbe Warnung gibt Ploucquet. Er geht mit seinen Forderungen sogar noch weiter bei denjenigen, denen das Trinken bereits zur Gewohnheit geworden ist, und sagt: „Tägliche Trunkenheit ist ein Laster, das von Obrigkeitswegen an einem Arzte schlechterdings nicht geduldet werden sollte; Entweder entsage er dem Arztstande, oder diesem unentschuldbaren Hange“[136]).

---

[132]) Ploucquet, l. c. S. 99.
[133]) Nootnagell, l. c. S. 78/79.
[134]) Schoen, l. c. S. 37.
[135]) Uden, l. c. S. 94.
[136]) Ploucquet, l. c. S. 107.

Gregory empfiehlt gleichfalls die Tugenden der Mäßigkeit und Nüchternheit. Bei ihm lesen wir: „Trunkenheit ist nie ohne Schwäche des Gedächtnisses und der Beurtheilungskraft; sie verursacht Verwirrungen der Ideen, Mangel an Besonnenheit und Wankelmuth“[137]).

Choulant und Rübel verlangen, daß der Arzt sich vor der Schwelgerei hüten soll. Außerdem führen sie an, daß es eines Arztes nicht würdig sei, sich schändlicher Worte oder einer pöbelhaften Mundart zu bedienen. Rübel ist gegen diese Würdelosigkeit eines Arztes, „weil er durch dergleichen üble Aufführungen alles Zutrauen verliehrt, und seinen Feinden den grösten Anlaß, seine Ehre zu verkleinern, giebt“[138]).

„Er rede nie Zweydeutigkeiten und Doppelsinn“[138a]), verlangt Uden, weil er glaubt, daß der Arzt dadurch das Vertrauen seiner Patienten verlieren wird.

Ploucquet mahnt, nie in Gesellschaft Würde und Anstand zu vergessen. Außerdem stellt er noch besondere Regeln für den Arzt auf, die das Tanzen, das Schlittenfahren, die Gesellschaftsspiele, das Karten- und das Hazardspiel betreffen. Er fordert, daß die Hauptbeschäftigung des Arztes immer die Betreuung der Kranken bleiben soll und sich der Arzt mit jenen anderen Betätigungen nur dann, und dazu mit Maß und Ziel, befassen soll, wenn es sich nicht vermeiden läßt. Außerdem lesen wir bei ihm, der Arzt solle sich nicht „durch irgend eine Leidenschaft zu Worten oder Thaten reizen lassen, die ihm nachmals Stof zur Reue geben, und vielleicht eine lange Reihe von Unannehmlichkeiten nach sich ziehen. . . . . Eben hierinnen besteht ein grosser Theil der Politik der Aerzte, deren sie nicht nur bey Grossen und Damen, sondern auch bey den Geringsten bedürfen“[139]).

Endlich lesen wir noch Klugheitsregeln, die sich mit dem Aeußeren der ärztlichen Personen befassen. Als Hauptforderung wird hier von allen Schriftstellern verlangt, daß der Arzt eine seinem Stande gemäße reinliche Kleidung trage.

Ploucquet sagt über die Kleidung des Arztes folgendes: „Sie muss weder Stolz noch gesuchte Demuth, weder Verschwendung noch Geiz, weder Eitelkeit und studirte Eleganz, noch Verachtung des Wolstandes, vor allem aber keinen unordentlichen dissoluten Mann verrathen“[140]).

---

137) Gregory, l. c. S. 35.
138) Rübel, l. c. S. 23.
138a) Uden, l. c. S. 103.
139) Ploucquet, l. c. S. 88/89.
140) Ploucquet, l. c. S. 90.

Kapitel 4.

Ueber die Pflichten des Arztes und die kluge Anwendung der ärztlichen Eigenschaften gegen Kranke.

Wenn im vorigen Kapitel die Hauptforderungen aufgeführt wurden, die man bei einem guten Arzt für unerläßlich hält, so soll im Folgenden über die Ansicht der Schriftsteller hinsichtlich der klugen Anwendung der ärztlichen Eigenschaften gegen Kranke berichtet werden.

Zunächst über Krankenbesuche.

Hier finden wir immer wieder die Forderung, keinen Unterschied in der Behandlung von Kranken zu machen, gleich, ob sie arm oder reich sind.

Uden schreibt dazu: „Den Reichen vorzuziehen und den armen Mann zu vernachläßigen, wird ihm von Gott keinen Seegen bringen, und die Welt wird einmal die beleidigte Armuth rächen“[141]).

Weiter denkt Uden daran, daß es manchem Arzt, der starken Zulauf hat, nicht immer möglich ist, sich seiner Patienten mit der nötigen Sorgfalt und Ruhe annehmen zu können und daher seine Besuche auch nicht nach den Wünschen der Kranken einrichten kann. Er hält es in solchen Fällen für angebracht, den Patienten ehrlich zuzugeben, daß die Menge der Geschäfte augenblicklich nicht die Zeit übrig lasse, die er gerne zu ihrem Besuch und ihrer Behandlung gebrauche. Er werde daher lieber einen Vertreter schicken, der ihm genauen Bericht über ihren Zustand geben würde. Auch werde er sich bei vorliegender Notwendigkeit für ihre Behandlung frei machen. Dazu soll er ihnen sagen, „daß sie ihn zu jeder andern Zeit aber desto bereitwilliger finden würden, ihnen mit allen seinen Kräften beyzustehen“[142]).

Wird der Arzt zu einem Kranken gerufen und leistet er dem Rufe Folge, dann soll er nicht mit nüchternem Magen gehen, sondern vorher etwas essen und irgend etwas kauen, damit sein Speichel gereizt wird. Im Zimmer der Kranken „muß man für frische Luft und Reinlichkeit sorgen, und sich hüten, wenn sie in kritischen Schweissen liegen, die Ausdünstung einzusaugen“[143]).

Ueber die Häufigkeit der Besuche ist Uden der Ansicht, den Kranken gleich von Anfang an nicht mehr zu besuchen, als es notwendig

---

141) Uden, l. c. S. 231.
142) Uden, l. c. S. 232.
143) Uden, l. c. S. 235.

ist; aber der Arzt soll seine Besuche auch nicht zu selten machen, „denn die Gegenwart seines Arztes macht den Kranken mehrentheils voll Zuversicht, sie vermehrt das Vertrauen in seine Geschicklichkeit, und den Muth, den er einspricht, trägt das Seinige zur Besserung des Zustandes gewiß bey“[144]). Auch der Arzt hat durch öfteres Besuchen seiner Kranken gewisse Vorteile. Er erhält eine genaue Kenntnis von dem Verlauf der Erkrankung und kann dementsprechend seine Anordnungen treffen. Ueber die Notwendigkeit der Krankenbesuche, bei denen die Art der Behandlung bestimmt wird, lesen wir bei Uden noch folgendes: „Ein geübter praktischer Arzt nimmt aus den Augen, aus dem Gesicht, aus der Beschaffenheit der Haut, und dergleichen, aus dem Geruch viele Gründe seines Urtheils über dem jetzigen, und seiner Vermuthung vom künftigen Zustande her, und darinn muß doch das Hauptverfahren wieder seine Gründe finden“[145]). Außerdem erwähnt Uden, daß der Arzt bei seinen Besuchen Gelegenheit hat, den Kranken über den Gebrauch der Arzneien zu unterrichten und bei empfindlichen Patienten nötigenfalls Anordnungen treffen kann, wie das Einnehmen der Medizin erleichtert wird. Schließlich fordert er, daß der Arzt „nicht blos zum Sehen, sondern auch zum Sprechen komme“[146]), denn ihm ist wohl bekannt, daß es Aerzte gibt, die zum Kranken kommen, sich dort aber in großes Stillschweigen hüllen, so daß der Kranke, ängstlich und besorgt, von sich aus allerlei Fragen stellen muß. Aber auch der Aerzte gedenkt Uden, die gerade das Gegenteil von dem vorher erwähnten tuen. Diese werden nämlich „dem Kranken durch ihr vieles Gespräch und unnützes Plaudern lästig und beschwerlich“[147]).

Endlich verlangt Uden, den Kranken keine Versprechungen zu machen, die man nicht unbedingt halten kann. Zum Schlusse seiner Ausführungen über die Krankenbesuche warnt Uden vor Verwegenheit bei einer bestimmten Art von Kranken, indem er sagt: „Wenn der Arzt mit tobsüchtigen, rasenden, wahnsinnigen, oder mit einer ansteckenden Krankheit befallenen Personen zu thun hat, muß er nicht verwegen seyn, sondern alle nöthige Vorsicht anwenden“[148]). Er empfiehlt nach seiner eignen Erfahrung, daß man diese Kranken „nicht zum Zorn reizen, aber auch nicht zu furchtsam und demüthig seyn, sondern ihnen mit einer gewissen ernsten und doch menschenfreundlichen Würde zusprechen muß“[149]).

---

[144]) Uden, l. c. S. 238/239.
[145]) Uden, l. c. S. 240.
[146]) Uden, l. c. S. 243.
[147]) Uden, l. c. S. 243.
[148]) Uden, l. c. S. 245.
[149]) Uden, l. c. S. 245/246.

Im gleichen Sinne äußert sich Rübel. Er ist ebenfalls der Ansicht, daß man eine Erkrankung nur dann richtig beurteilen kann, wenn man sich durch persönliche Besuche über ihren Verlauf Kenntnis verschafft und daß man sich nicht auf Erzählungen von Angehörigen oder auf briefliche Anfragen verlassen soll. Mit der Häufigkeit der Besuche soll der Arzt nicht allzu sparsam sein, da sie für den Kranken immer eine gewisse Beruhigung mit sich bringen, vor allem, wenn der Arzt es auch noch versteht, den Kranken aufzumuntern und Mut einzureden. Dann gibt er den Rat, auf das äußere Aussehen der Patienten zu achten und ihnen von sich aus etwas von ihrer Krankheit und deren Verlauf zu erzählen. Er warnt aber gleichfalls vor uunötigem Schwatzen, womit er dem Kranken nur lästig fällt, und vor prahlerischen Versprechungen, die dem Kranken unberechtigte Hoffnung machen. Zur Vorsicht mahnt er auch bei Wahnsinnigen und mit ansteckenden Krankheiten befallenen Patienten. Er schreibt hierzu: „Bey ansteckenden Kranckheiten soll ein Medicus seinen Speichel niemahlen hinunter schlucken, noch auch den Athem starck an sich ziehen; und da die ansteckende Ausdünstungen sich mit dem Speichel leicht vermischen; soll er um den Krancken seyn, so muß er die Angelick-Wurtzel, die Calmus Wurtzel, oder aber die Myrrhen im Mund kauen und wieder ausspucken“[150]).

Choulant nimmt ebenfalls zu der Häufigkeit der Besuche Stellung und sagt darüber, sie muß „ in richtigem Verhältnisse stehen zu der Gefahr und zu dem Bedürfnisse, und da hierüber Niemand entscheiden kann, als der Arzt, so kommt es auch ihm allein zu, die Zahl seiner Besuche nach den Umständen des Kranken und nach dem Zustand der Krankheit einzurichten“[151]). Er warnt davor, einen Kranken mehr aufzusuchen, als es die Umstände erfordern, da man sich sonst leicht den Verdacht des Eigennutzes zuziehen kann.

Dasselbe Verlangen finden wir bei Gregory. Wir lesen bei ihm: „Die Aufmerksamkeit, die man auf einen Kranken wendet, muß mit dem Bedürfniß und der Gefahr seiner Beschwerden im Verhältniß stehen. Der Arzt ist hierüber der beste Richter und muß also seine Besuche selbst darnach einrichten“[152]).

Beim Kranken selbst soll der Arzt seine Zeit nur der Behandlung der Krankheit widmen und, damit ihm dies möglich ist, verlangt Gregory eine genaue Einteilung seiner Zeit.

Hören wir nun noch, was uns Stark über dieses Gebiet der ärztlichen Politik zu sagen hat. Er hält es für vorteilhaft, wenn der

---

150) Rübel, l. c. S. 66.
151) Choulant, l. c. S. 53.
152) Gregory, l. c. S. 73.

Arzt den Kranken, dem er helfen soll, auch selbst sehen kann, denn „ein Besuch wird ihm mehr helfen, als zehen unvollkommene Beschreibungen“[153]). Ueber das Verhalten des Arztes, wenn er zu gleicher Zeit zu einem Armen und zu einem Reichen gerufen wird, schreibt Stark folgendes: „Der Arzt wird wohltun, wenn er eher zu jenen, als zu diesen geht. Hier tritt Pflicht und zugleich Politik ein“[154]). Zu dieser Anschauung kommt Stark aus der Erfahrungstatsache, daß ein vornehmer und reicher Mann oft schon bei kleinen Unannehmlichkeiten zum Arzt schickt, während der Arme meist nur dann ärztliche Hilfe verlangt, wenn sie höchst notwendig ist. Das Betragen des Arztes soll immer bescheiden und freundlich sein, denn hierdurch gewinnt er gleich die Patienten für sich. Betreffs der Unterhaltung mit den Patienten erinnert auch Stark daran, daß es Personen gibt, „die gar nicht viel gesprochen haben wollen, sondern nur kurz die Hauptidee ihrer Krankheit, die Folgen und die Behandlung wissen wollen, und dann sind sie nicht lieber als in Ruhe“[155]). Es gäbe aber auch Personen, die sich gerne und lange unterhalten wollen, auch wenn sie krank sind. Hier gibt Stark den Rat: „Nach denen muß sich der kluge Arzt billig auch ackomodiren, und sollte es auch wider sein Temperament und Gewohnheit seyn“[156]).

Nach Ansicht von Ploucquet gibt es drei Möglichkeiten, ärztlichen Rat zu erteilen. Einmal kann der Kranke einen Boten schicken, der dem Arzt von der Erkrankung erzählt, oder der Bote kann einen Brief abgeben, in dem der Kranke selbst sein Leiden schildert. Von dieser Art, ärztlichen Rat einzuholen, hält Ploucquet nichts und glaubt auch, daß der Arzt dabei oft in Verlegenheit kommen kann. Dann gibt es Kranke, die den Arzt irgendwo zufällig treffen und dann mit ihm in ein Gespräch kommen. Im Verlauf dieses Gespräches fragen sie ihn über eine sie interessierende Krankheit und wollen auf diese Weise die Kosten eines Arztbesuches ersparen. Ueber das Verhalten gegen solche Leute sagt Ploucquet: „Man kann den Antworten sich nicht entziehen, indessen vermeidet man es, einen förmlichen Rath zu geben, ausser die Umstände leiden es nicht anders“[157]). Die dritte Art von Kranken sind die, die um eine persönliche Beratung nachsuchen, sei es nun, daß sie zum Arzt kommen wollen, oder den Arzt zu sich bitten. Diese Beratungsart hält Ploucquet für die Beste, weil sie allein dem Arzt die Möglichkeit gibt, sich gründlich mit dem Kranken zu befassen, Fragen an ihn zu richten und die nötigen Unter-

---

153) Stark, l. c. S. 264.
154) Stark, l. c. S. 267.
155) Stark, l. c. S. 282.
156) Stark, l. c. S. 282.
157) Ploucquet, l. c. S. 153.

suchungen anzustellen. Um dem dringenden Rufe eines Kranken alsbald Folge leisten zu können, muß ein viel beschäftigter Arzt besondere Maßnahmen treffen. „Er muss daher, um in dringenden Fällen gefunden zu werden, zu Hause angeben, wohin er gehe, und in welchen Häusern er allenfalls um diese oder jene Stunde angetroffen werden könne“[158]). Hat der Arzt den Ruf eines Kranken angenommen, dann darf er sich durch nichts abhalten lassen, ihm gleich Folge zu leisten, oder ihm müßte schon bekannt sein, daß der Fall nicht so dringend ist. Einen Unterschied in der Behandlung von Armen und Reichen soll der Arzt niemals machen. Als beste Zeit für die Ausführung der Krankenbesuche hält Ploucquet die Früh- oder Abendstunden, denn „in den Frühestunden kann der Arzt die etwanige Remission der Krankheit wahrnehmen, er erkundigt sich, wie die Nacht verbracht worden, und hat nun Gelegenheit, weiters zu verordnen: In den Abendstunden sind die Exacerbationen bemerkbar. Doch ändert sich hierinnen auch vieles nach andern Umständen, die nicht immer vom Arzte abhängen“[159]). Die Besuche sollen nicht allzuhäufig gemacht werden, um nicht in den Verdacht zu kommen, viel verdienen zu wollen. Auch kann bei den Kranken die Meinung entstehen, sie seien ernstlich und gefährlich krank, da der Arzt sie so oft besucht. Aber man soll auch nicht allzu sparsam mit seinen Besuchen sein, denn „Die Beobachtung der Krankheit wird durch allzugroße Lüken unterbrochen, ... andere sehen darinn Mangel des Wolwollens, Verachtung, Sauertöpfigkeit, erloschene Liebe zur Kunst, oder auch Verzweiflung an möglicher Hülfe, daher sie leicht nach anderer sich umsehen, was ihnen unter solchen Umständen eben nicht verargt werden kann“[160]). Beim Eintritt in das Krankenzimmer soll sich der Arzt ernstlich und nachdenklich betragen und kein ängstliches oder niedergeschlagenes Aussehen zeigen, damit nicht der Kranke oder dessen Angehörige glauben, der Arzt habe selber keine großen Hoffnungen, hier helfen zu können.

Schließlich noch einige Bemerkungen, die Hippokrates über Krankenbesuche macht. Er schreibt: „Wenn man nun den Kranken besucht, so sei man für alles gerüstet, was getan werden muß, damit man in keine Verlegenheit kommt. . . . . Beim Eintreten aber sei man bedacht auf die Art sich zu setzen, auf würdige Haltung, auf passende Kleidung, auf sittlichen Ernst, knappe Sprache, ruhiges Handeln, auf die Betreuung des Kranken und die Fürsorge für ihn, auf die Erwiderung gegen Einwände, auf die innere Ruhe beim Eintritt von Schwierigkeiten, auf den Tadel bei Störungen, auf die Bereitwilligkeit zur Hilfe-

---

[158]) Ploucquet, l. c. S. 156.
[159]) Ploucquet, l. c. S. 172.
[160]) Ploucquet, l. c. S. 171.

leistung"[161]). Außerdem rät er dem Arzt, den Kranken oft zu besuchen, da er dann Gelegenheit zur sorgfältigen Untersuchung hat und sich damit die Erkenntnis der Krankheit erleichtert.

Nun zu dem Verhalten des Arztes gegen Kranke, die ihm auf irgend eine Weise Schwierigkeiten bereiten.

Wir finden hier zunächst bei einigen unserer Schriftsteller die unfolgsamen Kranken erwähnt.

Die Unfolgsamkeit mancher Kranken ist auch schon Hippokrates bekannt gewesen, denn wir lesen bei ihm: „Man muß auch auf die Fehler der Kranken Obacht geben, da es schon öfters vorgekommen ist, daß sie über die Einnahme der verordneten Mittel die Unwahrheit gesagt haben. Denn oft sind Kranke, die die ihnen verordneten Arzneien nicht eingenommen haben, mögen es Purgiermittel oder Heilmittel gewesen sein, gestorben. Und diese Tat wird nicht eingestanden, die Schuld aber schiebt man dem Arzt zu"[162]).

Uden lehnt die Behandlung unfolgsamer Patienten ab, „damit er ihm nicht den üblen Ausgang der Krankheit beymesse, wie der Unwissende so geneigt ist, der doch einzig in dem Mangel an Folgsamkeit liegt"[163]). Hartnäckige Kranke, die auf ihren Willen und Eigensinn bestehen, müssen vom Arzt energisch angefaßt werden. Uden macht oft die eigentümliche Beobachtung, daß bei den Kranken die Ansicht verbreitet ist, sie nähmen die verordneten Mittel dem Arzte zu Gefallen ein und nicht zu ihrem Besten. „Oft muß man daher auch ernstlich erklären, daß sie durch ihre Widersetzlichkeit niemanden schaden, als sich selbst"[164]).

Dann spricht Uden noch über Kranke, die an einer lang dauernden Krankheit leiden und infolgedessen meist ungeduldig werden und ihrem Unmut dadurch Ausdruck geben, daß sie zu einem anderen Arzt gehen, der ihnen auch nicht schneller und ebenso wenig helfen kann. Uden meint, daß es bei diesen Kranken angebracht wäre, „wenn ihnen ein guter Freund ihre Veränderlichkeit und Wankelmuth ausredete, denn sie haben gewiß keinen Gewinnst, wenn sie einen Mann verlassen, der ihre Natur kennt, gegen einen, der erst durch Erkundigung sich unterrichtet oder wohl gar allerley Erfahrungen auf ihre Unkosten machen muß"[165]).

Auch Ploucquet gibt für die Unfolgsamkeit der Patienten einige Verhaltungsmaßregeln. Er kennt gleichfalls Patienten, die bei längerer

---

[161]) Hippokrates, l. c. S. I/36. Kap. 11 und 12.
[162]) Hippokrates, l. c. S. I/37; Kap. 14.
[163]) Uden, l. c. S. 247.
[164]) Uden, l. c. S. 247.
[165]) Uden, l. c. S. 251.

Krankheit anfangen, den Anordnungen des Arztes zu widersprechen, die unfolgsam und eigensinnig werden. Er gibt jedoch den Rat, auf solche Patienten Rücksicht zu nehmen und sie nicht gleich anzufahren, sondern der Arzt „verfahre schonend, und überzeuge dagegen von der Richtigkeit und Nothwendigkeit seiner Verordnungen“[166]). Nützen aber auch diese Ermahnungen nichts und fährt der Patient fort, weiterhin unfolgsam gegen den Rat des Arztes zu sein, dann soll der Arzt „es mit Ernst und Glimpf versuchen, durch kurze bündige Remonstrationen den Kranken zur Folgsamkeit zu führen, ihm die gefahrvolle Folgen der alsdann überhandnehmenden Krankheit vorzustellen, ihn durch Beharrlichkeit und Standhaftigkeit zu beschämen, und vielleicht sein Zutrauen wieder zu gewinnen“[167]). Sollte sich aber der Kranke trotzdem noch weigern, den Vorschriften des Arztes nachzukommen, dann soll dieser schließlich jede Verantwortung ablehnen.

Ferner schreibt Choulant über das manchmal recht anmaßende Wesen des ängstlichen und unentschlossenen Kranken gegenüber dem Arzt. „Er wird sich mit herrischem Tone über seine Leiden und über Ihre Gleichgültigkeit, über die Unwirksamkeit Ihrer Mittel, und über Ihre Unentschlossenheit beklagen, er wird das, was er zu leiden hat, und das, was Sie zu thun unterlassen, Ihnen als Schuld anrechnen, er wird Ihnen drohen, anderswo Hülfe zu suchen, und diese wohl auch wirklich suchen“[168]). Choulant empfiehlt bei solchen Kranken ruhig zu bleiben und sich keinen Unmut merken zu lassen. Sollte der Kranke weiterhin unvernünftig bleiben und sogar ohne Einwilligung des Arztes andere Mittel einnehmen und Ratschläge anderer Personen befolgen, dann soll der Arzt lieber in Ehren die Behandlung aufgeben.

Noch einiges über das Verhalten der Aerzte gegen Kranke von hohem Rang und Vermögen.

Uden ist hier der Meinung, daß jede Krankheit umso wichtiger ist, je wichtiger der Kranke ist und daß sie dem Arzt umso mehr Ehre einbringt, je vornehmer sein Patient ist. Er denkt aber auch an den Eigensinn dieser höher und besser gestellten Patienten und warnt besonders davor, ihnen mehr zu versprechen, als er mit Bestimmtheit voraussagen kann, und ihnen irgendwie zu widersprechen, da diese Patienten Widerspruch nicht gewöhnt sind. Nicht für richtig hält er es, wenn man nun meint, diesen Patienten auch kostspielige Arzneien verschreiben zu müssen, „denn der Preis kann nicht der Maasstab für den Werth eines Arzneymittels seyn. Die Natur des Körpers ist bey

---

[166]) Ploucquet, l. c. S. 165.
[167]) Ploucquet, l. c. S. 174/175.
[168]) Choulant, l. c. S. 31/32.

allen Ständen gleich, die Empfänglichkeit nur um ein unmerkliches abgeändert"[169]).

Rübel warnt gleichfalls davor, Personen von vornehmer Geburt zu widersprechen, oder ihnen Hoffnungen zu machen, die unter Umständen nicht in Erfüllung gehen können. Einen guten Ruf und viel Ehre kann sich nach Rübel's Meinung ein Arzt dadurch verschaffen, wenn er versteht, den Vornehmen die Schmerzen erträglich zu machen. Wir lesen bei ihm: „Schmertzen schicken sich viel besser für gemeine Leute, und dieser Satz ist auch gegründet; dann geringe Leute, das seyn alle Leute die nicht von Adel, man heist es, so viel mir bekannt, die nicht nobilitirt seyn, haben ein starcke, dicke und zehere Haut, dieses kommt von ihrer starcken Arbeit her, und so ist auch solcher Personen, worunter ich auch gehöre, ihr gantzes Systema der Nerven und der Adern beschaffen; folglich können wir auch vielmehr schmertzhafte Zufälle aushalten. Zumahlen da zum Schmertzen-leiden, Gedult erfordert wird"[170]).

Choulant hält es für einen Arzt für unwürdig, wenn er bei der Behandlung angesehener und vermögender Männer ein kriechendes und knechtisches Benehmen zeigt. Er warnt den Arzt davor, sich durch Glanz und Prunk oder Titel und Reichtum einschüchtern zu lassen und sagt: „Aufmerksamkeit, Ehrerbietung und Eifer mögen an dem Krankenbette des Vornehmen Ihre Begleiter seyn, ein grader Sinn, Weltklugheit und Achtung für Ihre Kunst wird Ihnen hier den richtigen Weg mit Sicherheit zeigen"[171]).

Bei Gregory finden wir die gleichen Ausführungen. Auch er hält es für unter der Würde des ärztlichen Standes, gegen Personen von hohem Rang und Vermögen ein kriechendes Betragen zu zeigen und meint, daß ein solches Benehmen die Aerzte entehrt, „die sich außerdem durch Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit auszeichnen"[172]).

Schoen stellt der heutigen Zeit entsprechend die Forderung, daß der Arzt in Notfällen jedem helfen muß, ohne danach zu fragen, wer oder was der Kranke ist, und schreibt darüber: „Auch dafür, daß jeder Kranke mit gleicher Fürsorge und Gewissenhaftigkeit behandelt werden soll, ohne Ansehen der Person, ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen, brauche ich der kommenden Aerztegeneration, die im Gemeinschaftsleben groß wird, keine besonderen Ermahnungen zu geben. Dieser Grundsatz ist ein wesentlicher Teil des echten Arzttums, das durch die Liebe zum kranken Menschen lebt"[173]).

---

[169]) Uden, l. c. S. 259.
[170]) Rübel, l. c. S. 72/73.
[171]) Choulant, l. c. S. 42.
[172]) Gregory, l. c. S. 75/76.
[173]) Schoen, l. c. S. 35.

Schließlich noch einige Klugheitsregeln über das Betragen der Aerzte gegen das weibliche Geschlecht.

Schon in dem Eide des Hippokrates finden wir eine Stelle, die das weibliche Geschlecht betrifft. Wir lesen dort:

„Meine ärztlichen Verordnungen werde ich zum Nutzen
der Kranken geben, soweit ich es vermag und verstehe.
Was Verderben und Schaden bringt, will ich von ihnen fernhalten.
An niemand werde ich ein tödlich wirkendes Gift abgeben,
auch dann nicht, wenn man mich darum bittet,
ich werde auch keinen solch verwerflichen Rat erteilen,
ebensowenig werde ich einem Weib ein Mittel zur
Vernichtung des keimenden Lebens geben,
Lauter und gottgefällig will ich mein Leben und meine
Kunst bewahren“[174].

Uden beginnt seine Abhandlungen hierüber mit der Forderung, daß der Arzt Frauenzimmern gegenüber in Reden und in Handlungen keusch sein müsse. Von den Frauen sagt er, daß sie in jeder Krankheit doppelt leiden müssen, da sie einmal von allen Krankheiten befallen werden können, aber dazu auch noch ihre eigenen Beschwerden haben, nämlich die monatliche Reinigung. Von dieser schreibt er: „Der wahre Probierstein der Gesundheit ist die monatliche Reinigung. Es ist ein uneingeschränkt wahrer Satz, wie die Reinigung beschaffen ist, so ist auch die Gesundheit“[175]. Daher verlangt er, daß der Arzt bei allen kranken Frauenzimmern besonders nach der Beschaffenheit der Reinigung fragt und feststellt, ob diese regelmäßig und ohne Besonderheiten ist. Gleichzeitig erinnert er auch daran, daß viele Frauenzimmer hysterisch sind. Er schreibt darüber: „Sie haben sich durch die festen Nahrungsmittel, dicke Luft, Entfernung von der freyen Luft, Mangel an Bewegung, weniges Trinken, durch Mißbrauch saurer Sachen, und von vielen andern Fehlern in den übrigen nicht natürlichen Dingen eine Schwäche des Nervensystems zugezogen“[176]. Daher muß man bei Frauenzimmren, die besondere Beschwerden bei ihrer Reinigung haben, auch hieran denken und gegebenenfalls die Behandlung dementsprechend gestalten. Ist die monatliche Reinigung ausgeblieben, dann soll der Arzt nicht sogleich versuchen diese herbeizuführen, da manchmal auch die Ursache in einer anderen Krankheit oder einer besonderen Gemütsbewegung liegen kann und der normale Zustand sich von selbst wieder herstellt. Als ein großes Verbrechen betrachtet es Uden, einem schwangeren Frauenzimmer abtreibende Mittel zu

[174]) Hippokrates, l. c. S. I/22.
[175]) Uden, l. c. S. 263.
[176]) Uden, l. c. S. 263.

geben. Er sagt: „Es ist nicht anständig, wenn ein Arzt mit Vorsatz ein Kind abtreibt, und leicht wird sich auch kein Arzt dazu entschliessen, wenn nicht von ihm selbst ein Mädchen schwanger ist. In diesem Falle wird er spät oder früh seinem Richter nicht entgehen“[177]).

Um eine Schwangerschaft nicht mit einer bloß verhaltenen Reinigung zu verwechseln, rät Uden zur allergrößten Vorsicht, besonders auch in der Verschreibung von Medikamenten. Er erinnert daran, daß gerade in dieser Hinsicht die Aerzte auf das Schändlichste betrogen werden und fordert bei solchen Frauenzimmern, wo der Verdacht einer Schwangerschaft vorliegt — „und wo findet der, bey so vielen Fällen vornehmen und geringen Standes nicht heut zu Tage statt?“[178]) — zunächst nur harmlose Mittel zu verabreichen, bis man sich genau vergewissert hat.

Rübel stellt die gleichen Betrachtungen an und erhebt auch dieselben Forderungen. Er erinnert besonders daran, daß in praxi zu merken ist, „daß die meiste Frauenspersonen in unserm Climate mit Mutter Zufällen oder mit dem Malo hysterico behafftet seyn“[179]).

Stark verlangt gegen Personen vom zweiten Geschlecht ein sittsames und anständiges Betragen und empfiehlt, diese nicht in Gegenwart anderer auszufragen, da sie sonst aus Scham oder auch aus Furcht nicht alles offen bekennen. Er führt hierzu aus: „Wie oft leiden Frauenzimmer nicht an der Unordnung ihres Monatlichen, das entweder noch nie dagewesen oder wieder verschwunden ist, es sey durch Schuld, oder ohne Schuld“[180]). Aufgabe des Arztes ist es dann, in einer vorsichtigen Form nach entscheidenden Merkmalen zu forschen, um zu einem richtigen Befund zu gelangen. Wollen aber solche Patienten nicht die Wahrheit gestehen und versuchen sie den Arzt weiter zu täuschen, um in den Besitz gewisser Arzneimittel zu kommen, dann soll ihnen der Arzt wirkungslose Mittel verordnen, um sie in den Glauben zu wiegen, sie hätten ihren Zweck erreicht und sie auffordern, bald wieder zu kommen. Wenn sie beim nächsten Besuch immer noch nichts zugeben wollen, dann soll ihnen der Arzt den Namen der wirklichen Krankheit nennen oder sie durch geschicktes Fragen so in die Enge treiben, „daß sie stillschweigend fühlen, der Arzt weiß all ihre Zufälle, die sie fühlen, und woran sie leiden, und sich also nicht länger wagen dürfen, es zu verbergen“[181]).

Wird der Arzt zu dem schönen Geschlecht gerufen, dann hat er nach Choulant folgende Hauptpflichten zu erfüllen: „Anstand in

[177]) Uden, l. c. S. 265.
[178]) Uden, l. c. S. 265.
[179]) Rübel, l. c. S. 77.
[180]) Stark, l. c. S. 309.
[181]) Stark, l. c. S. 315.

Worten und Handlungen, Vorsicht in den Fragen, Bescheidenheit und Zurückhaltung bei den nöthigen Untersuchungen, kluges und ernstes Benehmen in allem, was zu thun ist“[182]). Choulant denkt auch noch an eine Gefahr, die dem Arzt leicht bei der Behandlung weiblicher Kranker entstehen kann. Hat er nämlich nach bestem Können und Wissen seine Hilfe geleistet und infolge der Erkrankung seine Patientin häufiger besuchen müssen, dann kann es manchmal leicht vorkommen, daß die Kranke ihren Helfer und Retter gerne kommen sieht und bei ihr ein Gefühl der Dankbarkeit entsteht. „Von der Dankbarkeit ist der Weg leicht zur Freundschaft, von der Freundschaft zur Liebe; ein Verhältniß, das in den meisten Fällen, wo nicht ganz strafbar, doch immer unschicklich bleibt“[183]).

Auch Pagel nimmt zu dem Verhalten des Arztes gegenüber dem Ewig-Weiblichen Stellung. Er fordert vor allem, daß sich der Arzt die größte Zurückhaltung auferlegt. Weiter warnt er davor, bei jungen Personen weiblichen Geschlechtes Untersuchungen vorzunehmen, wenn nicht irgend eine zuverlässige Begleitperson mit anwesend ist, denn „es ist bekannt, daß junge Mädchen in halbreifem Alter, Backfische, nicht selten verlogen, herausfordernd, abenteuersüchtig und selbst ohne Narkose allerlei erotischen Phantasiegebilden zugänglich sind. In dieser Beziehung drohen dem unvorsichtigen Arzte die schlimmsten Gefahren“[184]).

Kapitel 5.

Ueber das Verhalten des Arztes gegen andere Aerzte und über ärztliche Beratungen.

Schließlich sollen noch die Pflichten, die der Arzt im Verkehr mit anderen Aerzten beachten muß und das Verhalten, welches bei Beratungen der Aerzte miteinander angebracht ist, angeführt werden. Dies ist ein Gebiet der ärztlichen Politik, dem alle Autoren eine besonders große Bedeutung zumessen.

Größere Ausführungen hierzu macht Uden. Dieser hält es für schwer, daß zwei Aerzte zusammen in Eintracht leben können, da sie meistens nie über einen Fall der gleichen Ansicht sind. Diese Unstimmigkeit der Meinungen führt Uden auf „die Uneinigkeit in Lehre

---

[182]) Choulant, l. c. S. 51.
[183]) Choulant, l. c. S. 52.
[184]) Pagel, l. c. S. 36.

und Verfahren"[185]) zurück. Dazu kommt noch ein weiteres: „Diesen Unterschied in Lehren und Meinungen vermehrt noch der Eigennuz, und die von der Schwäche der menschlichen Herzens beweisgebenden Leidenschaften"[186]). Alle haben nur das Bestreben, Vermögen und besondere Würden zu erlangen und nehmen daher auf Niemanden Rücksicht; sie gehen ihre eigenen Wege und denken dabei nur an sich. Uden weiß wohl, daß es manche Gelegenheiten und Umstände gibt, die dazu führen, daß die Aerzte untereinander in Unstimmigkeiten geraten können und führt einige Fälle, durch die es leicht zu Zwistigkeiten kommen kann, an. Er spricht zunächst davon, wie sehr das Glück eines Arztes von dem guten Zusammenleben mit seinen Kollegen abhängig ist, „deren Haß und Kabale ihn stürzen kann, da ihn ihre Freundschaft wieder empor heben wird"[187]). Weiter denkt er an Aerzte, die sich auf Grund ihres Alters berechtigt halten, einen bestimmten Stolz zu zeigen und sagt hierzu: „Ich setze allerdings beydes in Verbindung, denn das Alter ohne Erfahrung ist augenscheinlich gar nichts werth; man beurteilt aber leider die Erfahrung blos nach dem Alter"[188]). Aber auch jener gedenkt er, die eine derart umfangreiche Praxis haben, daß sie kaum die nötige Zeit für ihre Patienten aufbringen können und schreibt darüber: „Die Menge der Geschäfte ist kein Beweis der Geschicklichkeit, und wenn man's dem Volke nicht verdenken kann, daß es nach der Bude läuft, vor welcher die meisten Leute stehen"[189]).

Am leichtesten können jedoch Unstimmigkeiten und Meinungsverschiedenheiten dadurch entstehen, wenn Aerzte beruflich miteinander zu tun haben. Sollte einmal ein Arzt mit einem vorgesetzten Medizinalkollegen zu arbeiten haben, dann empfiehlt Uden allergrößte Zurückhaltung und warnt davor, sich bei diesem unbeliebt zu machen oder gar gegen sich einzunehmen. Außerdem kann der Arzt noch dadurch mit anderen Aerzten zusammentreffen, daß er bei Ausübung seines Berufes mit einem oder mehreren Aerzten über einen Kranken zu beraten hat; oder auch dadurch, daß er in einer Gesellschaft mit anderen Kollegen ins Gespräch kommt. Wenn derartige Fälle vorkommen, dann hält es Uden für vorteilhaft, „daß man sich selbst Achtung verschafft; und dazu kein besseres Mittel, als daß man sich achtungswürdig macht"[190]). „Ein gewisser Ernst, der sich ohnehin in der Kunst so vortreflich schickt, die aus dem Ernst fliessende Würde, ein geseztes Betragen, eine zurückhaltende Sittsamkeit, eine nicht aufdring-

---

[185]) Uden, l. c. S. 128.
[186]) Uden, l. c. S. 129.
[187]) Uden, l. c. S. 130.
[188]) Uden, l. c. S. 132.
[189]) Uden, l. c. S. 134.
[190]) Uden, l. c. S. 141.

liche Freundlichkeit, eine nicht vertrauliche, noch sich erniedrigende Höflichkeit, männliche Sanftmuth, ein ungekünstelter heiterer, den denkenden Mann entdeckender Blick, machen ja, wie die Erfahrung lehrt, auf die meisten Menschen, und so auch auf Amtsgenossen, einen vorteilhaften Eindruck“[191]). Weiterhin soll der Arzt nicht versuchen, dadurch die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, daß er, in einer Gesellschaft, in der sich noch andere Aerzte befinden, ohne aufgefordert zu sein, über ärztliche Dinge redet. Kommt der Arzt jedoch mit Kollegen in einen Meinungsaustausch, dann soll als Regel gelten: „Er widerspreche nicht, setze keine Meinung, wo die Wahrheit und der Kranke nicht darunter leiden, hartnäckig durch! sondern führe einen etwa über zweifelhafte Fälle entstandenen Streit mit kaltem Blute und wissenschaftlichen Anstande“[192]). Sollte es aber von Nutzen oder von Vorteil sein, dann soll der Arzt alles daran setzen, der Wahrheit die Ehre zu geben und nicht nachlassen, seine Kollegen davon zu überzeugen. „Man lasse andern Recht, so lange man es ohne des Kranken Nachtheil kann, allein wenn dieser darunter leiden würde, muß die gelindere Schonung wegfallen. Wenn man überstimmt würde, so setze man seine Meinung auf, und lasse diese in den Händen der Angehörigen“[193]). Für schimpflich und verwerflich hält es Uden, wenn sich ein Arzt so weit vergißt, daß er versucht, einem anderen die Patienten fortzulocken. Er glaubt, daß diese Handlungsweise nicht ungestraft bleiben wird und daß man durch solche unlautere Taten Feinde bekommt, „die gewiß darauf lauern werden, sich Genugthuung zu verschaffen“[194]). Ueber andere Aerzte und deren Behandlungsmethoden soll man nicht schlecht sprechen und auch nicht versuchen, ihre Verdienste zu verkleinern. Im Gegenteil, man soll sie loben und erst recht dann, wenn man annehmen kann, daß sie davon Kenntnis erhalten. „Durch Lob, besonders, wenn es nicht ins Angesicht geschieht, kann man viele gewinnen, es ist ein Mohnsaft, der die wildesten Bewegungen mildert und besänftigt. Ebenso Höflichkeit, Artigkeit und Achtung“[195]). Da man nun auch annehmen kann, daß auch andere Aerzte diese Einstellung befolgen werden, ist es angebracht, nicht dem Lobe anderer über uns zu trauen.

Hat ein Arzt mit anderen Aerzten eine Beratung, dann kann es einmal sein, daß er als behandelnder Arzt einen anderen Kollegen hinzuziehen will; oder, daß er von einem anderen Arzt um eine Beratung gebeten wird. Bittet man selbst andere Aerzte um

---

[191]) Uden, l. c. S. 141/142.
[192]) Uden, l. c. S. 143.
[193]) Uden, l. c. S. 145.
[194]) Uden, l. c. S. 146.
[195]) Uden, l. c. S. 146.

Hilfe, dann „kommt alles auf die Geschicklichkeit an, den Stand und die Lage der Krankheit in ihr gehöriges Licht zu stellen, und dadurch in den Stand zu setzen, daß sie ein richtiges Urtheil fällen können"[196]). Man soll mit einfachen, schlichten Worten alles das, was man über den Kranken, weiß, erzählen, die Schwierigkeiten, die aufgetreten sind, schildern und auch die Behandlungsmethoden anführen, die bis jetzt unternommen worden sind. Kommt es nunmehr zu einer Beratung, dann zeige man, vor allem dann, wenn man einen älteren Kollegen hinzugezogen hat, Achtung vor dem Alter und der Erfahrung dieses Mannes. Der jüngere Kunstgenosse „hüte sich ja vor allem unanständigen und ihn selbst erniedrigenden Betragen"[197]). Jedoch liegt der gute Ausgang einer Beratung auch mit an dem Verhalten des Aelteren, denn „der ältere Arzt sollte freylich nicht so verächtlich auf uns jüngere herabsehen, und uns nicht die Vorzüge, die wir warlich doch auch besitzen, absprechen. Man muß sich von beyden Seiten zur Harmonie nähern, und es giebt ein Band, das sie knüpfen kann; es ist dasselbe, das ein mir unbekannter Mann für Vater und Sohn vorschlägt: das Band der Freundschaft"[198]). Sollte es sich im Verlauf der Beratung zeigen, daß die eigene Ansicht nicht richtig ist, dann versuche man die Gründe dafür darzulegen und gebe scheinbar dem anderen Arzte zu Gefallen nach. Ist aber die eigene Ansicht für richtig erkannt worden, dann bespreche man zusammen den weiteren Behandlungsplan.

Wird man selbst von anderen Aerzten zu einer Beratung gebeten, dann lasse man sich alles genau erzählen. Sollte man zu einer gegenteiligen Ansicht kommen, wie sie der behandelnde Arzt hat, dann versuche man, diese dem Kollegen in ruhiger und sachlicher Form, am besten ohne Zeugen, zu unterbreiten.

Uden sagt über die Beratungen: „Ich bin den Konsultationen nicht gut. Ich gestehe aufrichtig, ich verhindere sie, wann ich nur kann"[199]).

Damit sich die Aerzte besser untereinander kennen lernen können, macht Uden über das Betragen der Aerzte den Vorschlag: „Man trete in medizinische Lesegesellschaften und suche in die Zusammenkünfte praktischer Aerzte zu kommen, falls sie zu wissenschaftlichen Unterredungen und nicht zum Spiel oder zu blossen Vergnügen bestimmt sind"[200]).

---

[196]) Uden, l. c. S. 153.
[197]) Uden, l. c. S. 154.
[198]) Uden, l. c. S. 156/157.
[199]) Uden, l. c. S. 166.
[200]) Uden, l. c. S. 178/179.

Eine längere Abhandlung über das Verhältnis eines Arztes zu seinen Kollegen findet sich auch in H u f e l a n d's Büchlein: „Die Verhältnisse des Arztes“[201]).

H u f e l a n d stellt zunächst Betrachtungen an über die allgemeinen Verhältnisse des Arztes zu den Kollegen und über das Verhältnis des Arztes zu den Kollegen in Beziehung auf den Kranken. Er verlangt von den Aerzten, daß sie vor allen Dingen sich gegenseitig achten, zum mindesten aber Duldung beweisen. Nichts hält er für empörender, als „wenn Aerzte, die die Schwierigkeiten der Kunst und ihre Beurtheilung kennen, ihre Kollegen mit Härte, Lieblosigkeit, oder Geringschätzung beurtheilen, ihre Fehler aufdecken und sich dadurch zu heben suchen, daß sie andere herabsetzen“[202]). H u f e l a n d fordert entschieden, daß die Aerzte vermeiden müssen, dem Publikum Gelegenheit zu geben, Fehler der Aerzte kennen zu lernen, da dadurch das Vertrauen zu den Aerzten und der Heilkunde verloren geht. Wenn ein Arzt nicht so handeln sollte, dann beweist er „den kurzsichtigsten Egoismus und Mangel alles Gemeingeistes“[203]). Diesen Aerzten ruft H u f e l a n d zu: „Wer seinen Kollegen herabsetzt, der setzt sich selbst herab“[204]). Als Haupteigenschaft im Verkehr der Aerzte untereinander verlangt H u f e l a n d daher ein bescheidenes Betragen und Zurückhaltung in Urteilen und glaubt, daß man sich am besten damit die Freundschaft und Zuneigung seiner Kollegen erwerben kann.

Weiter spricht H u f e l a n d über das Kritisieren der Heilkunst. Er gibt zu, daß diese Kunst noch nicht so vollkommen ist, daß man sich über alles ein abschließendes Urteil erlauben kann und daß daher auch öfters verschiedene therapeutische Maßnahmen zu dem gleichen Erfolge führen. Die beste Unterstützung bei der Behandlung aller Krankheiten sei die Erfahrung. Er meint, je mehr Erfahrung ein Arzt besitzt und die daraus gewonnene Erkenntnis richtig anzuwenden versteht, umso besser wird er in der Lage sein, seinen Kranken helfen zu können. Mancher jüngere Arzt, der infolge seines erst vor kurzer Zeit vollendeten Studiums die neuesten Ansichten und wissenschaftlichen Forschungen kennen gelernt hat, glaubt gegen ältere und erfahrene Kollegen auftreten zu können. Diesem rät H u f e l a n d: „Er habe Achtung für die Meinung anderer und besonders älterer gereifter Aerzte, und er denke recht oft daran, daß, wer alles zu wissen glaubt, nur auf der ersten Stufe der Kunst steht“[205]). Für recht vorteilhaft hält er es, wenn ein junger Arzt die Freundschaft und das Zutrauen

---

[201]) C. W. H u f e l a n d, Die Verhältnisse des Arztes, B e r l i n, 1808.
[202]) H u f e l a n d, l. c. S. 47/48.
[203]) H u f e l a n d, l. c. S. 49.
[204]) H u f e l a n d, l. c. S. 48.
[205]) H u f e l a n d, l. c. S. 52.

eines älteren Kollegen zu erlangen sucht, da er durch diese Bekanntschaft viel zu seinem Nutzen lernen kann. Den älteren Arzt erinnert Hufeland daran, daß auch er einmal hat anfangen müssen und fordert ihn auf, „in dem jüngern den frischen reinen Blick, die neue Ansicht der Natur und Kunst, die rege Kraft, die Wißbegierde, das Streben nach Wahrheit, den Fleiß und die Anstrengung, das Verdienst des redlichen Wollens, die wissenschaftliche systematische Bildung“[206]) zu ehren. Besonders fordert er den älteren Arzt auf, daran zu denken, daß bei einer Konsultation oft von seinem Urteil das Ansehen und die weitere glückliche Ausübung der Praxis des jüngeren Arztes abhängig ist.

Das Verhältnis eines Arztes zu Kollegen in Beziehung zu den Kranken wird sich wohl hauptsächlich bei gemeinsamen Beratungen offenbaren. Ueber den Zweck der gemeinsamen Konsultationen schreibt Hufeland: „Im ganzen genommen ist der Nutzen derselben, besonders, wenn sie zahlreich sind, sehr problematisch“[207]). Sollten die Aerzte über den zu beratenden Fall die gleiche Meinung haben, dann hält Hufeland das Zusammenkommen für zwecklos. Sind die Ansichten verschieden, dann kann leicht bei dem Streit der Meinungen das Wohl des Kranken vergessen werden. Nutzen kann das Hinzurufen eines Kollegen bringen bei einer lang dauernden und komplizierten Erkrankung, wenn der Arzt schon selbst wankelmütig wird und auch der Kranke anfängt, das Vertrauen zu verlieren. Um eine Konsultation nützlich zu gestalten, verlangt Hufeland, daß man nur solche Aerzte zu einer Konsultation hinzuzieht, von denen man weiß, daß sie die nötige Erfahrung besitzen und die nicht nur den anderen Aerzten ihre Meinung aufzwingen wollen, sondern auch versuchen, den Gedankengängen anderer zu folgen und sich hineindenken. Bei der Beratung beschäftige man „sich hauptsächlich mit der Diagnostik, der Bestimmung der Ursachen und des Charakters der Krankheit, und dann mit der Festsetzung des Heilplanes“[208]). Die weitere Betreuung des Kranken und die Ausführung der gefaßten Beschlüsse soll dem Arzt, der den Kranken behandelt hat, auch weiterhin überlassen bleiben. Nie darf jedoch vergessen werden, daß man zusammengekommen ist, um für die Genesung des Kranken zu sorgen und nicht, um sich wegen Meinungsverschiedenheiten zu streiten. Sollte bei Bestehen verschiedener Ansichten keine Einigung zu erzielen sein, „dann bleibt kein anderer Ausweg übrig, als die Entscheidung des Kranken“[209]).

[206]) Hufeland, l. c. S. 53/54.
[207]) Hufeland, l. c. S. 56.
[208]) Hufeland, l. c. S. 57.
[209]) Hufeland, l. c. S. 60.

Hufeland kennt auch das Verlangen mancher Kranken, die ohne Wissen ihres Arztes noch einen anderen Arzt herbeirufen und diesen um seinen Rat bitten. Er hält es nicht für richtig, diesem Wunsche zu entsprechen und verlangt, daß ein rechtschaffener Arzt das Ersuchen des Kranken ablehne. Eine Ausnahme gestattet Hufeland nur in den Fällen, wo der neu gerufene Arzt erkennen sollte, „daß der Kranke falsch behandelt würde, so tritt freilich der höchste Zweck der Heilkunst, Rettung des Kranken, ein, dem alle politischen und collegialischen Rücksichten nachstehen müssen“[210]). Sollte jedoch kein unbedingt notwendiges Eingreifen nötig sein und der Kranke trotzdem auf seinem Verlangen bestehen bleiben, dann soll der Arzt ihm den Vorschlag einer Konsultation machen und außerdem dem behandelnden Arzt von der Absicht seines Patienten Kenntnis zukommen lassen. „So kann er die Pflichten gegen den Kranken und gegen den Kollegen vereinigen, und jenem helfen, ohne diesen zu schaden“[211]).

Wenn Kranke den Arzt wechseln, dann haben sie meistens die Angewohnheit, ihrem alten Arzt Schlechtes nachzusagen, „und leider bringt es die Politik gemeiner Aerzte mit sich, dem beizupflichten und das bisherige Verfahren sehr tadelhaft zu finden. Aber nicht so der rechtschaffene Arzt“[212]). Dieser sucht den Kranken zu überzeugen, daß die bisherige Behandlung nicht zu seinem Nachteil gewesen wäre und daß der bisher ausgebliebene Erfolg auf andere Gründe zurückzuführen sei.

Eine Bemerkung über das Verhalten der Aerzte bei einer Zusammenkunft bringt schon Hippokrates in seiner Schriftensammlung. Hippokrates hält es für durchaus angebracht, daß der behandelnde Arzt einen anderen hinzuzieht, wenn sich der Zustand des Kranken verschlimmert und der Arzt betreffs seiner weiteren Behandlung in Verlegenheit gerät. Wir lesen dort: „Bei der Zusammenkunft sollen die Aerzte niemals miteinander streiten oder sich höhnisch behandeln. Niemals — das sage ich unter Eid — soll der eine Arzt dem anderen Arzt seine Klugheit mißgönnen, das würde armselig aussehen“[213]).

Auch Rübel bringt einen kurzen Hinweis, wie sich der Arzt zu betragen hat, wenn er zur Unterstützung eines anderen Arztes gerufen wird. Dreierlei zu beachten hält Rübel für nötig. Der behandelnde Arzt hat das Rezept und die besprochenen Verordnungen zu schreiben, sofern sich der neu hinzugerufene Arzt dies nicht für sich ausbedungen hat. Das Rezept soll nur das enthalten, was die Aerzte miteinander ausgemacht haben, und schließlich sollen sich beide

[210]) Hufeland, l. c. S. 61.
[211]) Hufeland, l. c. S. 62.
[212]) Hufeland, l. c. S. 63.
[213]) Hippokrates, l. c. S. I/46. Kap. 8.

Aerzte auch über die Prognose unterhalten, „damit sie darinnen einig seyn und mit einer Zunge gleichsam von dem Ausgang der Krankheit reden; und sich nicht zu ihrem eigenen Nachtheil widersprechen“[214]).

Gregory befaßt sich gleichfalls in recht ausführlicher Weise mit den gemeinschaftlichen Beratungen der Aerzte und mit dem Betragen jüngerer Aerzte gegen ältere.

Er schreibt: „Bey gemeinschaftlichen Beratungen müssen die Aerzte, was sie auch immer für Privatstreitigkeiten haben, oder für Meynungen von einander hegen mögen, alle Partheylichkeit bey Seite setzen, und blos darauf denken, was zur Heilung ihrer Kranken am wirksamsten seyn möchte“[215]). Nach Gregory's Meinung können Beratungen von rechtschaffenen Aerzten große Vorteile für die Kranken mit sich bringen, denn es kann einmal vorkommen, daß einem Arzt ein Arzneimittel, welches seinem Kranken helfen könnte, nicht einfällt; oder er wird, wenn er zur Anwendung eines bestimmten Mittels vorher noch nicht fest entschlossen war, durch die Zustimmung seines Kollegen dazu veranlaßt und rettet vielleicht den Kranken. Gregory ist aber auch der Ansicht, daß Beratungen mehr Schaden anrichten, als sie Nutzen bringen, wenn es an gegenseitigem Zutrauen fehlt, denn dann „werden die Meynungen nicht nach ihrem inneren Werte, sondern nach der Person, von der sie kommen, beurtheilt; oder man hat Ursache zu fürchten, daß offenherzig geäußerte Gedanken, ohne Rücksicht auf die Pflichten der Ehre und Verschwiegenheit, unter die Leute gebracht, und der Welt in einem falschen Lichte vorgestellt werden möchten“[216]).

Eine Einladung zu einer Beratung nicht anzunehmen, kann nur dann gerechtfertigt werden, wenn der geladene Arzt weiß, daß er sich in dem vorauszusehenden Streite der Meinungen nicht im Zaume halten kann, weil „seine Leidenschaften heftig genug sind, um seine Vernunft zu überwinden“[217]).

Von jungen Aerzten verlangt Gregory, daß sie ein besonders schickliches Betragen zeigen, wenn sie mit älteren Aerzten zu einer Beratung kommen, denn die älteren Aerzte sind „außer der Achtung, die man dem Alter schuldig ist, durch ihre längere und ausgebreitetere Erfahrung berechtigt, von dem jüngeren eine besondere Bereitwilligkeit im Nachgeben zu fordern“[218]).

Choulant führt in seiner „Vorlesung über die Pflichten eines Arztes gegen andere ärztliche Personen“ aus, daß ein junger Arzt in

---

[214]) Rübel, l. c. S. 88.
[215]) Gregory, l. c. S. 46.
[216]) Gregory, l. c. S. 47.
[217]) Gregory, l. c. S. 48.
[218]) Gregory, l. c. S. 50.

den ersten Jahren seiner Praxis öfters in die Lage kommen wird, den Rat eines älteren und erfahrenen Arztes einzuholen. Er empfiehlt dies den jungen Aerzten mit folgenden Worten: „Weit entfernt dieses unangenehm zu finden, müssen Sie gern die Gelegenheit ergreifen, neue Aufklärung Ihres Wissens und einen Zuwachs an jenen praktischen Kenntnissen zu erlangen, die eben nur die Frucht einer längeren Ausübung der Kunst sind; in manchen Fällen müssen Sie sogar diese Gelegenheit selbst suchen. Hierbei kommen mannichfaltige Pflichten für Sie vor, in deren Vortrage ich meistens Gregory folge“[219]. Choulant betrachtet es insbesondere als eine Pflicht der Aerzte, daß sie schon beim Empfang des hinzugezogenen Kollegen ein höfliches und gesittetes Benehmen zeigen und dann, wenn sie es mit gleichalterigen Aerzten zu tun haben, diesen eine möglichst genaue Schilderung des Falles geben und sich weiterhin einer weisen Zurückhaltung befleißigen.

Ueber das Betragen gegen ältere Aerzte schreibt Choulant vor: „Mit besonderer Ehrerbietung müssen sie bei der Zusammenkunft mit solchen Aerzten verfahren, die durch umfassende Kenntnisse, lange Erfahrung, durch Rechtschaffenheit und durch ihre Jahre selbst, Achtung und Ehrfurcht verdienen“[220]. Den Anordnungen eines solchen Arztes soll ein jüngerer Arzt Folge leisten, wenngleich er auch seine Meinung äußern darf.

Choulant hält eine Beratung von mehreren Aerzten manchmal nicht nur für das Wohl des Patienten, sondern auch für die daran beteiligten Aerzte für sehr nützlich, da diese von den Erfahrungen der anderen hierbei lernen können. Weiter schreibt er hierüber: „Die größten Aerzte kommen darin überein, daß Gelehrsamkeit und eine öftere Berathung mit anderen Aerzten die sichersten Mittel sind, um zu einer vernunftgemäßen Ausübung der Heilkunde zu gelangen, aber wenn die Berathung je zu einem solchen Zwecke hinwirken soll, ist Redlichkeit, gegenseitiges Vertrauen und gegenseitige Unterstützung dabei erforderlich“[221].

Hat ein Arzt bei einer Beratung nicht die gleiche Meinung, wie die anderen Aerzte, dann soll er diesen seine Ansicht mitteilen, aber nicht im Beisein des Kranken. Gelingt es den anderen Aerzten jedoch, jenen Arzt von seiner Meinung abzubringen und ihn von ihrer Ansicht zu überzeugen, dann soll er ehrlich zugeben, daß er sich wohl geirrt habe und nicht eigensinnig auf seiner Meinung bestehen bleiben.

Choulant weist auch darauf hin, daß unter den mitberatenden Aerzten sich „auch Menschen von neidischem Charakter und boshaften

---

[219]) Choulant, l. c. S. 54/55.
[220]) Choulant, l. c. S. 56.
[221]) Choulant, l. c. S. 58/59.

Absichten finden“[222]) können, und erinnert an vorhandene „ältere Aerzte, die es ungern sehen, wenn ein junger Arzt sein Glück macht, und die ihn auf tausenderlei Weise zu unterdrücken suchen“[223]). Vor den ersteren warnt Choulant und bei den letzteren fordert er, Stillschweigen und Bedauern zu zeigen und Rücksicht auf ihr Alter zu nehmen.

Für einen Arzt hält es Choulant am besten, wenn es ihm gelingen würde, beruflich nur mit achtungswerten Aerzten sich befassen zu müssen und alle anderen meiden zu können.

Ploucquet befaßt sich ebenfalls mit der Beratschlagung der Aerzte und stellt hauptsächlich Betrachtungen über das Dafür oder Dagegen an.

Bei schweren Krankheitsfällen oder bei der Behandlung eines reichen und vornehmen Mannes kann der Arzt nach Ploucquet's Meinung leicht in die Lage kommen, noch einen oder mehrere Aerzte hinzuziehen zu müssen. Für das Hinzuziehen anderer Aerzte spricht die Erfahrungstatsache, daß es besser ist, „den Ruhm einen Kranken gerettet zu haben, mit einem anderen zu theilen, als den Verdruss, ihn zu verlieren, allein zu tragen: Wer sich für einen zweyten Hinzukommenden fürchtet, scheint sich nicht gerne in die Karten schauen zu lassen, scheint sich bewußt zu seyn, bey dem Kranken nicht alles gethan zu haben, was gethan werden sollte“[224]).

Gegen das Hinzuziehen eines anderen Arztes würde jedoch sprechen, wenn man selbst leicht aufbrausend ist und fürchten muß, sich bei einer Meinungsverschiedenheit nicht beherrschen zu können, „oder wenn der, den man hinzurufen will, als ein Chicaneur, als ein zänkischer, boshafter, rechthaberischer, verläumderischer Mann bekannt ist“[225]). In solchen Fällen hält es Ploucquet sogar für erlaubt, eine Beratung abzulehnen, wenn sie gewünscht wird.

Weiter stellt Ploucquet die Frage, ob der Kranke aus einer Beratung wohl etwas Gutes erwarten kann. Er antwortet: „Wenn wir aufrichtig die Gründe für und wider erwägen, so wird die Wage sich eher auf die verneinende Seite neigen, als auf die bejahende, einige besondere Fälle ausgenommen“[226]).

Für den Nutzen einer Beratung führt er unter anderem an, daß mehrere Aerzte auch mehr Kenntnisse haben und ihnen daher auch mehr Heilmittel geläufig sind, als einem Arzte allein. Weiter, daß

---

[222]) Choulant, l. c. S. 65.
[223]) Choulant, l. c. S. 66.
[224]) Ploucquet, l. c. S. 186.
[225]) Ploucquet, l. c. S. 186/187.
[226]) Ploucquet, l. c. S. 187.

ein Arzt, der schon recht lange einen Kranken behandelt, schließlich des Kranken müde wird, während ein neu hinzugerufener Arzt wieder einen frischen Antrieb gibt.

Dagegen spricht nach Ploucquet's Meinung, daß bei diesen Beratungen eigentlich immer der erste Arzt einer gewissen Kontrolle unterworfen ist und „wenn etwa ein junger herbeygerufener Arzt, voll von neuen Systemen, von neuer Terminologie, ... den veteranen Praktiker tief unter sich wähnend, diesem mit einer Art von Insolenz begegnet, und ihm seine neue Weisheit aufdringen will“[227]).

Oft kann es auch vorkommen, daß man sich nicht völlig einig wird und dann die verschiedensten Mittel und Methoden vorgeschlagen werden, was nicht immer dem Kranken zum Vorteil gereicht.

Ploucquet hält für die beste Art eines Konsiliums die, „wenn der Hausarzt ersucht wird, ohne feyerlichen Apparat einen anderen erfahrnen Mann mündlich oder schriftlich um seine Meinung zu fragen“[228]).

Den Aerzten gibt er den Rat, untereinander wahre Freundschaft zu pflegen, wodurch manches Gute bewirkt werden würde.

Betrachten wir schließlich noch die Forderungen, die einige Schriftsteller der neueren Zeit an den Verkehr der Aerzte miteinander — an die Kollegialität — stellen.

Pagel hält das wahre Ideal der Kollegialität nicht für erreichbar, so lange „die Aerzte Menschen sind, deren Verhältnisse nicht immer parallel laufen, sondern bald divergiren, bald collidiren, so lange der Einzelne in dem Berufsgenossen leider immer noch den Mitbewerber und Concurrenten in materieller Beziehung sieht“[229]).

Als wahres Ideal dieser Kollegialität betrachtet Pagel ein Verhältnis unter den Aerzten, das aus echter Freundschaft besteht. Jeder müßte für den anderen eintreten und ihm in schwierigen Lagen beistehen, und außerdem müßten sie sich zusammenfinden, um über ihre Meinungen sich in ruhiger Form auszusprechen, und dies nicht nur in privaten Unterredungen, sondern auch am Krankenbette. Pagel weiß aber wohl, daß dieser ideale Zustand nicht zu erreichen ist und würde daher schon damit zufrieden sein, „wenn es gelingt, die Competenzverhältnisse so zu regulieren, dass zum mindestens ein erträchlicher Modus vivendi gefunden und das Decorum nach aussen gewahrt werden kann“[230]).

An die eigentlichen Berufspflichten stellt Pagel zwei Forderungen. Einmal die Verpflichtungen, durch deren Nichtbefolgen

---

227) Ploucquet, l. c. S. 189.
228) Ploucquet, l. c. S. 191.
229) Pagel, l. c. S. 50.
230) Pagel, l. c. S. 51.

die Aerzteschaft in ihrer Gesamtheit geschädigt wird. Hierzu rechnet er unter anderem das wiederholte Bekanntgeben seiner Fähigkeiten in der Tagespresse, das öffentliche Anpreisen besonderer therapeutischer Verfahren, die Ankündung von Geheimmitteln, das „Anbringen vieler ungewöhnlich großer und mehr an die von Kaufleuten erinnernder Schilder und Plakate“[231]). Aerzte, die sich solcher Handlungsweisen bedienen, verstoßen gegen die einfachsten Pflichten des kollegialen Anstandes. Der so handelnde Arzt „stellt sich mit solchem Gebahren völlig ausserhalb des Rahmens jeder Collegialität und macht dadurch einen selbst in formellen Schranken sich haltenden Verkehr absolut unmöglich“[232]).

Zu den weiteren kollegialen Pflichten rechnet er die im persönlichen und gesellschaftlichen Verkehr erforderlichen Umgangsformen. Er schreibt: „Der älteste Geheimrath hat in collegialer Beziehung nicht mehr oder weniger Rechte und Pflichten als ein junger, eben „auf die Menschheit losgelassener“ College“[233]).

Trotz dieser Gleichheit verlangt Pagel von dem jungen Arzt, daß er den älteren, der ihm an Erfahrung und Lebensweisheit so viel voraus hat, mit der größten Hochachtung und Ehrfurcht behandelt.

Von älteren Aerzten fordert er, sie sollen nicht „ihre semestrale Superiorität den jüngeren zu sehr fühlen lassen, ihm gegnüber mitunter eine hochfahrende, gönnerhaft patronisirende Miene annehmen, zuweilen sogar, was noch schlimmer ist, durch kleinliche Chicanirungsversuche allerhand in den Weg legen“[234]).

Ebenso hält es Pagel für verwerflich, auf einen Kollegen neidisch zu werden, wenn er eine große und ausgedehnte Praxis bekommt. „Besser thäte der Betreffende, wenn er einmal dem Geheimniss der Erfolge des Andern nachspürte und sich selbst bemühte, ihn an wirklichem Eifer, an geschicktem Savoir faire zu überbieten“[235]).

Einen weiteren Grund häufiger Zwistigkeiten und Differenzen sieht Pagel in der oft zu beobachtenden Erscheinung, daß Patienten gern den Arzt wechseln. Hierüber ist er der Meinung, daß in der weitaus größeren Mehrzahl dieser Fälle derartige Differenzen zu vermeiden wären, „wenn man bei Untreue eines Patienten nicht dem Collegen zürnt, der die weitere Behandlung zu übernehmen oft gezwungen ist“[236]).

---

[231]) Pagel, l. c. S. 52.
[232]) Pagel, l. c. S. 53.
[233]) Pagel, l. c. S. 53.
[234]) Pagel, l. c. S. 54.
[235]) Pagel, l. c. S. 55.
[236]) Pagel, l. c. S. 55.

Schoen warnt davor, bei Patienten, die vorher bei einem anderen Arzt in Behandlung waren, irgendwelche abfällige Bemerkungen über den Kollegen zu machen, der zuerst die Behandlung hatte; auch dann nicht, wenn man berechtigten Grund zu einer Kritik hätte. „Lassen sich frühere Fehler nicht übersehen, so suche man sie dem Kranken möglichst erklärlich zu machen und schone den Kollegen, soweit es die Interessen des Kranken erlauben“[237]).

Sind einem Arzte von einem Kollegen Patienten zu irgend einem Zweck überwiesen worden, dann sollen sie möglichst bald wieder in die Behandlung des Kollegen zurückgeschickt werden. Keinesfalls soll sich der Arzt in irgend einer Form in die Behandlung des Kollegen einmischen. „Nur peinliche Korrecktheit in kollegialer Beziehung erlaubt dem Arzt in dem Kampf um Existenz und vor sich selbst untadelig zu bestehen“[238]).

Kapitel 6.

Zusammenfassung.

Bei Betrachtung der einschlägigen Literatur ist festzustellen, daß man zu allen Zeiten der Politik und Ethik des ärztlichen Handelns eine große Bedeutung beigemessen hat und sich bemühte, hierfür Anweisungen und gute Lehren zu geben.

Die ältesten Hinweise auf die Politik der Aerzte finden sich wohl in dem Eide des Hippokrates, der in seiner Knappheit ein Musterbild einer ärztlichen Pflichtenlehre darstellt und dessen Forderungen auch heute noch für die ärztliche Berufswürde und Moral ihre Berechtigung haben.

Betrachten wir daher zusammenfassend noch einmal die in den Werken der angeführten Schriftsteller niedergelegten Mahnungen und Klugheitsregeln.

Ueber die Pflichten des Arztes gegen die Religion wird überall die Forderung erhoben, daß der Arzt Christ sei und eine Religion haben müsse. Es sei hier besonders an Choulant und Hoffmann erinnert.

Choulant verlangt, durch die Tat zu beweisen, daß man nicht nur die Lehren der christlichen Religion glaubt, sondern daß man auch

---

[237]) Schoen, l. c. S. 35.
[238]) Pagel, l. c. S. 35.

die Pflichten erfüllt, die die Religion ihren Bekennern auferlegt. Hoffmann fordert, sein Christentum nicht mit dem Munde zu bekennen, sondern auch mit seinen Werken nachzuahmen.

Wir finden also, daß man eine positive Einstellung zum Christentum, und zwar ein Christentum der Tat verlangt, zu dessen Ausübung die Aerzte zu allen Zeiten durch ihren Beruf hinreichend Gelegenheit haben.

Das Wechseln seines Religionsbekenntnisses wird von allen Schriftstellern verworfen. Uden glaubt, daß solche Aerzte nur Nutzen für Glauben eintauschen wollen und bezeichnet sie als Meineidige an dem Glauben ihrer Väter.

Wunder und Aberglaube werden von allen Schriftstellern abgelehnt und zu deren Bekämpfung aufgefordert. Diese Aufforderung hat auch heute noch volle Berechtigung, da sich Wunderglaube und Aberglaube auch in unserem aufgeklärten Zeitalter nicht haben ausrotten lassen. Besonders in der Zeit nach dem Weltkriege — einer Zeit, wo der Glaube abnahm und der Aberglaube zunahm —, ja bis in die heutigen Tage, kommen Sterndeuterei, Hypnose, Urinbeschauen, Betrachtung von Nackenhaaren, Irisdiagnose, Okkultismus, geheimnisvolle Pendel, rätselhafte Strahlen und ähnliche Erfindungen und Entdeckungen im stärksten Maße auf und fanden nicht nur in den Kreisen der Unwissenden und Ungebildeten, sondern auch bei manchen Aerzten Anhänger und Verkünder.

Die von den Schriftstellern zur Ausübung der ärztlichen Kunst geforderten Wissenschaften zeigen bei einem kurzen Vergleich mit dem im heutigen Zeitalter geforderten notwendigen Rüstzeug eines Arztes, daß sie größtenteils immer noch in den Lehrplänen unserer höheren Schulen und Universitäten zu finden sind. Wohl ist in der Zwischenzeit vieles vervollkommnet, erweitert und verbessert worden oder durch die Fortschritte und Erfindungen auf dem Gebiete der Physik, der Technik und der Chemie genauer erforscht, aber die Grundlinien sind doch dieselben geblieben. Manche Forderung der alten Schriftsteller hat auch in der jetzigen Zeit noch Geltung oder gehört zu den modernsten Wissenschaftszweigen. Als Beispiel hierzu diene die Aufforderung Ploucquet's, Leibesübungen zu betreiben; die Verwahrung Uden's gegen die dauernde Herstellung neuer allgemeiner oder spezifischer Arzneimittel und sein Rat, eine genaue Beobachtung über den Zusammenhang von Witterung und Krankheit anzustellen und genaue Krankengeschichten zu führen; der Vorschlag Gregory's, die Wissenschaft der Pneumatik zu studieren, um den Einfluß der Luftschwere, Wärme und Feuchtigkeit auf den menschlichen Körper kennen zu lernen oder die Wirkung verschiedener Arzneimittel durch Tierversuche festzustellen; die ökonomische Forderung fast aller

Schriftsteller, möglichst einfache und sparsame Verordnungen zu treffen, die Natur zu beobachten und zu erforschen, weil sie wesentlich mit der Arzneiwissenschaft verbunden ist und somit zu naturwissenschaftlichen Begründungen von Krankheitsgeschehen beitragen kann; sowie die Ermahnung Hufeland's, möglichst keine ausländischen Arzneien zu verordnen, da es zu den Pflichten eins guten Staatsbürgers gehört, dem Staate jede Ausgabe ins Ausland zu ersparen.

Die Tugenden und besonderen Eigenschaften, deren Besitz die Schriftsteller bei der Ausübung des ärztlichen Berufes fordern, gehören auch jetzt noch zur Politik des Arztes. Besonders bemerkenswert sind ihre Ausführungen über die Verschwiegenheit und über das Recht zur Täuschung.

Bei der Betrachtung der geäußerten Ansichten über die Verschwiegenheit ist festzustellen, daß die Auslegung verschieden ist. Hippokrates verlangt, nichts darüber außerhalb seiner Praxis weiter zu erzählen, was man bei der Behandlung seiner Kranken erfahren hat. Diesem Verlangen entsprechen auch die Forderungen von Uden, Stark und Gregory. Ploucquet und Pagel denken noch daran, daß durch die Verschwiegenheit auch Gewissenskonflikte entstehen können. Schweninger betrachtet die Verschwiegenheit als eine Notwehreinrichtung und hält das Schweigen des Arztes bei der Behandlung seiner Patienten als ein wohlabgewogenes Mittel zum Zweck. Rübel und Bath wollen die Verschwiegenheit auch auf die Patienten ausgedehnt wissen und verlangen, daß der Arzt verschwiegen sein soll, wenn ihnen die Wahrheit nicht zum Nutzen, sondern zum Schaden gereichen kann.

Das Recht zur Täuschung wird von allen Schriftstellern anerkannt und der Gebrauch in gewissen Fällen sogar gefordert. Schoen faßt seine Ausführungen hierzu in folgende Worte: „Der Arzt wird immer lieber die Wahrheit sagen, als zu Ausflüchten greifen. Die fromme Lüge wird aber zur ethischen Notwendigkeit, sobald es sich um unheilbare Leiden .... handelt. Nur in den seltensten Fällen wird man berechtigt und verpflichtet sein, dem unheilbar Kranken sein bevorstehendes Schicksal zu offenbaren; die Pflicht der Humanität entbindet uns von der Aufklärung des Kranken“[239]).

Die von den Aerzten verlangten Pflichten gegen Kranke und die kluge Anwendung der ärztlichen Eigenschaften beziehen sich besonders auf Krankenbesuche und auf Patienten, die auf irgend eine Weise Schwierigkeiten bereiten, sowie auf Kranke von hohem Rang und Vermögen und auf das weibliche Geschlecht. Sie enthalten viele Mahnungen, die geradezu als unent-

---

[239]) Schoen, l. c. S. 33.

behrlich für die ärztliche Politik bezeichnet werden können und bei denen häufig Pflicht und Politik zu gleicher Zeit eintreten.

Das Verhalten gegen andere Aerzte und das Verhalten bei ärztlichen Beratungen ist ein Gebiet der ärztlichen Politik, bei dem häufig Zwistigkeiten und unkollegiales Verhalten eintreten können. Von besonderer Bedeutung ist daher die Forderung, in solchen Fällen nur an das Wohlergehen der Patienten zu denken und im Interesse der ärztlichen Ehre und Standeswürde sich der peinlichsten Korrektheit zu befleißigen.

Auf diesem Streifzuge durch die einschlägige Literatur ist festzustellen, daß sich schon in der alleraltesten Literatur Bemerkungen über ärztliche Politik finden und daß sich auch in späteren Zeitabschnitten die Schriftsteller mit der ärztlichen Politik befaßt und ihre Erfahrungen als Klugheitsregeln niedergelegt haben. Obwohl sich seit jener Zeit die Stellung des Arztes im Volk und Staate grundlegend geändert hat und der Beruf schwieriger und verantwortungsvoller geworden ist, haben die meisten Forderungen und Klugheitsregeln dieser Schriftsteller ihre volle Berechtigung behalten und gehören noch immer zur Politik des Arztes.

Abschließend mögen noch einige Ausführungen Schoen's über den Arzt und das ärztliche Handeln folgen: „Wer die sittliche Berechtigung haben will sich Arzt zu nennen, muß wissenschaftlich und charakterlich den hohen Anforderungen an unseren Beruf gerecht zu werden sich bestreben. Das kann nicht anders geschehen als durch Arbeit, unermüdliche Arbeit im Beruf, Arbeit an sich selbst. Die Ethik des ärztlichen Handelns wird nicht aus Büchern oder Vorlesungen gelernt, sondern erlebt und nachgelebt. Gerade der Arzt, der Kranke behandelt, wird der Grenzen der Kunst immer sich bewußt bleiben. Nichts Menschliches wird ihm fremd sein. Wie keinem anderen Menschen wird ihm Gelegenheit gegeben, Menschenschicksale zu erfahren und sie mitzuerleben, wie keinem anderen Menschen wird ihm vertraut und geglaubt. Will der Arzt seine Sendung erfüllen, so muß er wissenschaftlicher Mediziner und menschlicher Arzt sein. Nur in dieser Synthese wird er der hohen Ethik seines Berufes entsprechen und dem Volksganzen wie dem einzelnen Kranken ärztlich dienen können“[240].

---

[240]) Schoen, l. c. S. 37/38.

Literaturverzeichnis.

B a t h , Robert: Ueber den Charakter des Arztes nebst medicinischen Rathschlägen und Bemerkungen in verschiedenen Unpäßlichkeitsfällen nach der Dritten Londoner Ausgabe verteutscht von Dr. Christian Friedrich M i c h a e l i s , L e i p z i g 1791.

C h o u l a n t , Ludwig: Der junge Arzt am Krankenbette nach dem Italienischen des Ritters L u i g i A n g e l i von Imola, für Deutsche Aerzte nach der dritten Auflage bearbeitet, L e i p z i g 1823.

G r e g o r y , John: Vorlesungen über die Eigenschaften eines Arztes, Leipzig 1778.

G r o ß , M. Joh. Matthias: Der bewährte Arzt, F r a n c k f u r t und L e i p z i g 1708.

H i p p o k r a t e s : Sämtliche Werke, ins Deutsche übersetzt von Robert F u c h s , M ü n c h e n 1895. 1. Band „Die Aphorismen".

H i p p o k r a t e s : Die Werke des Hippokrates, herausgegeben von Richard K a p f e r e r , S t u t t g a r t — L e i p z i g 1934, Teil 1: Sitten- und Standeslehre für Aerzte.

H o f f m a n n , Friedrich: Politischer Medicus oder Klugheits-Regeln, nach welchen ein junger Medicus seine Studia und Lebensart einrichten soll. In das Deutsche übersetzt von Johann Moritz A u e r b a c h , L e i p z i g 1753.

H u f e l a n d , C. W.: Die Verhältnisse des Arztes, B e r l i n 1808.

N o o t n a g e l l , Daniel: Briefe eines Arztes, H a m b u r g 1777.

P a g e l , Julius: Medicinische Deontologie, B e r l i n 1897.

P l o u c q u e t , Wilhelm Gottfried: Der Arzt, oder über die Ausbildung, die Studien, Pflichten, Sitten, und die Klugheit des Arztes, T ü b i n g e n 1797.

Rübel, Johann Friderich: Das Wahre Portrait eines geschickten und erfahrnen Medici, Chirurgi, und einer Hebamme, Franckfurt und Leipzig 1766.

Schoen, R.: Zur Ethik des ärztlichen Handelns, Der Jungarzt, Zeitschrift der Deutschen Mediziner, 1. Jahrg., Januar 1934, Heft 2, Leipzig 1934.

Schweninger, Ernst: Der Arzt, Frankfurt a. M. 1906 und Radeburg, Bezirk Dresden, 1926.

Stark, Johann Christian: Versuch einer wahren und falschen Politik der Aerzte, Jena 1784.

Uden, K. F.: Medizinische Politik, Leipzig 1783.

Lebenslauf.

Am 8. Mai 1905 wurde ich in Hagen (Westf.) als Sohn des Reichsbahninspektors Richard Kanold und seiner Ehefrau Johanna, geb. Lampert, geboren.

Ich besuchte das Städt. Realgymnasium in Wuppertal-Elberfeld. Das Reifezeugnis erhielt ich Ostern 1925.

Meine vorklinischen Semester verbrachte ich in Jena und Marburg (Lahn). 1932 bestand ich in Marburg das Physikum.

Klinisch studierte ich in Düsseldorf, wo ich im Dezember 1934 das Staatsexamen ablegte.

Vom 30. Dezember 1934 bis zum 30. Dezember 1935 war ich in Eilenburg i. S. am Städt. Krankenhaus als Medizinalpraktikant tätig.

Die Approbation als Arzt ist mir mit Gültigkeit vom 30. Dezember 1935 erteilt worden.

Die mündliche Doktorprüfung legte ich am 12. Mai 1936 ab.

Seit 15. Mai 1936 bin ich als Assistenzarzt am Kreiskrankenhaus in Gardelegen beschäftigt.

